

91/769a

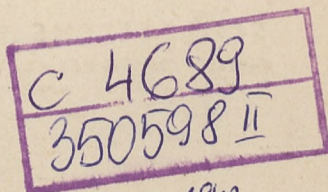
E1

Wang



Schlesische Blätter

AUSG. C. MITTEILUNGEN DER SCHLES. GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE



1841



IN DER VOM
LANDESHAUPTMANN VON SCHLESIEN
ZUSAMMENGEFASSTEN REIHE
SCHLESISCHE BLÄTTER
ERSCHEINEN:

SCHLESISCHE GESCHICHTSBLÄTTER

MITTEILUNGEN DES VEREINS FÜR GESCHICHTE SCHLESIENS
Oberbudenrat a. D. Dr. Ernst Maefelcke

ALTSCHLESISCHE BLÄTTER

MITTEILUNGEN DES LANDESAMTES FÜR VORGESCHICHTE UND DES SCHLESISCHEN
ALTERTUMSVEREINS
Landesamtsdirektor Dr. Fritz Geschwendt

SCHLESISCHE BLÄTTER FÜR VOLKSKUNDE

MITTEILUNGEN DER SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE
Universitätsprofessor Dr. Walter Kuhn

K-91/769a

26.2.

16.000-

SCHLESISCHE BLÄTTER FÜR VOLKSKUNDE

MITTEILUNGEN DER SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

1

1941

Januar

350598 II
1941

Der Übergang vom Bauern zum Arbeiter beim Aufbau des oberschlesischen Industriegebietes

Gezeigt am Beispiele von Rosdzin-Schoppinik, Kr. Rattowik.

Von Gerhard Reichling

Aufgabe der Volkskunde ist die Untersuchung des Volkstumsbildes und der volkstumsprägenden Kräfte nicht nur in der bäuerlichen Grundlage des Volkes, sondern im gesamten Volksaufbau. Während das Bauerntum in seinen Formen das Ergebnis einer jahrhundert-, ja jahrtausendelangen Entwicklung ist, stehen wir in den Großstädten und Industriegebieten nach einem stürmischen Aufstakt erst in den Anfängen einer eigentlichen Volkstums- und Kulturentwicklung. Ihre Entstehung hat sich in so kurzer Zeit und in so revolutionierenden Formen abgespielt, daß weder die ergründende Wissenschaft noch die lenkende Volks- und Staatsführung damit Schritt halten konnte. Fehlentwicklungen und Krankheitserscheinungen waren die unvermeidlichen Folgen des Sichselbstüberlassenseins des Volkskörpers, des sogenannten „freien Spiels der Kräfte“.

Wie alle Industriegebiete des Reiches, so ist auch das oberschlesische in seiner heutigen Form das Ergebnis einer kurzen stürmischen Entwicklung. Da dieser Raum heute wieder in seiner Gänze zum Führungs-, Planungs- und Verantwortungsbereich Großdeutschlands gehört, ist es eine der dringlichsten wissenschaftlichen Aufgaben, Licht in seine Volkstumsentwicklung zu bringen und aus den Erkenntnissen die richtigen Folgerungen für die Zukunft zu ziehen. Der Verfasser arbeitet gegenwärtig an der Geschichte einer typischen Industriegemeinde, des aus den zwei Dörfern Rosdzin und Schoppinik gebildeten Schoppinik im Kreise Rattowik. Diese 1783 nur 193 und heute etwa 25 000 Einwohner zählende Gemeinde wurde wegen ihrer Lage an der ehemaligen russisch-polnischen Grenze, unweit der früheren „Dreikaiserreichsstraße“, gewählt,

um die durch die Grenzlage beeinflusste Entwicklung des obererschlesischen Industriegebietes besonders deutlich aufzuzeigen.

Jede Forschung über das Volkstums- und Kulturbild einer Menschengruppe erfordert die Kenntnis ihrer Stammes- und blutmäßigen Zusammenfassung und der auf sie einwirkenden geographischen und geschichtlichen Einflüsse. Wir haben uns also mit den volkstumsprägenden Kräften der obererschlesischen Landschaft, aber auch mit ihren tiefgreifenden, durch die Industrie hervorgerufenen Umwandlungen auseinanderzusetzen. Wir haben sodann das politische Erbe dieses Raumes, das beim Industrieansatz angebrochene Volkstum und den Wanderungsaufbau des industriellen Volkstörpers zu ergründen. Das Volkstumsbild der Arbeiterschaft erhält nach diesen Voraussetzungen seine Vollenendung durch die Industrie-, Stadt- und Verkehrsentwicklung des Gebietes und die in diesem Zusammenhang wirkenden Kulturstrahlungen. Erst von diesen Grundlagen her kann an die Untersuchung der volkstündlichen Fragen im weitesten Sinne, einschließlich der Siedlung, der sozialen, kulturellen und nationalen Probleme herangegangen werden.

In diesem Aufsatz soll am Beispiel von Schoppinitz die Frage behandelt werden, wie sich die obererschlesische Arbeiterschaft aus dem Bauerntum aufgebaut, und welche Ausprägung das bäuerliche Erbe im Volkstum des Industriearbeiters, in seinen seelischen und sachlichen Volksgütern gefunden hat.

Die Geburtsorte der Arbeiter zeigen deutlich, daß die Zuwanderung im 19. Jahrhundert aus allen Richtungen fast in gleicher Stärke in unsere Orte geströmt ist. Wir können also zu Beginn der Industrieentwicklung Oberschlesiens von einer Zentripetalwanderung sprechen. Dabei fällt bezeichnender Weise das Hindernis der Staatsgrenze, abgesehen von den staatlichen Drosselungsmaßnahmen gegen die Ausländerzuwanderung seit 1885, nur wenig ins Gewicht. Nach den Arbeiterregistern setzte sich die Arbeiterschaft in den Kosdzin-Schoppinitzer Werken zu Beginn der Industrieentwicklung, in der Zeit von 1835—1850, überwiegend aus der ortsansässigen sowie der aus der näheren Umgebung zugewanderten Bevölkerung zusammen. Dann wurde der Kreis Pleß in die Bewegung mit hereingerissen. Der Einzugsbereich erweiterte sich besonders nach Anlegung der Eisenbahnen (nach 1850) und umspannte schließlich ganz Oberschlesien und die benachbarten Kreise des Regierungsbezirks Breslau, sowie die Grenzfreie in Russisch-Polen und Galizien. Darüber hinaus aber griff er nicht! Im Rahmen des an sich schon engen Zuwanderungsgebietes nehmen wieder die mittleren Kreise Kattowitz, Beuthen mit Königshütte, Pleß, Hindenburg, Bendzin (Russisch-Polen) und Chrzanow (Galizien) eine überragende Stellung ein. In Kosdzin-

Schoppinik beträgt der Anteil der Zuwanderung aus diesen Kreisen an der Gesamtzuwanderung in den letzten drei Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts:

	1870—1880	1880—1890	1890—1900
bei den Männern	50,7%	63,7%	78,0%
bei den Frauen	55,3%	68,6%	79,1%

Das Haupteinzugsgebiet der Zuwanderung in Rosdzin-Schoppinik bildet also einen Kreis mit einem Radius von etwa 30 Kilometern und beschränkt sich auf den oberschlesischen und die angrenzenden Gebiete des polnischen Volksraums. Ein gewaltiger Unterschied gegenüber dem Ruhrgebiet das sich bevölkerungsmäßig aus fast allen nord-, mittel- und ostdeutschen Stämmen aufbaute!

Von außerordentlicher Wichtigkeit für den Bevölkerungsaufbau ist neben der räumlichen die berufliche Herkunft der Zuwanderer. Für diese fehlen in der Anfangszeit der Industrieentwicklung in Rosdzin-Schoppinik unmittelbare Angaben. Doch kann auf Grund der Herkunft aus dem damals noch nicht industrialisierten östlichen Teile des (heutigen) Kreises Rattowitz und aus Teilen des Kreises Pleß bei 95% der Arbeiter der unmittelbare Übergang von der bäuerlichen zur industriellen Lebensweise angenommen werden. Für die entscheidende Wachstumszeit der oberschlesischen Industrie aber, von etwa 1870 bis zur Jahrhundertwende, geben die standesamtlichen Trauregister den Beruf der Eltern der Heirafenden an. Danach war die berufliche Herkunft der 1875 bis 1900 in Rosdzin-Schoppinik heiratenden Industriearbeiter und ihrer Frauen, in Hundertsätzen:

Lebenskreis der Herkunft	1875—79	1880—84	1885—89	1890—94	1895—99
-----------------------------	---------	---------	---------	---------	---------

a) M ä n n e r :

bäuerlich	48,6	44,6	35,0	32,2	25,0
industriell	35,0	45,2	50,9	54,4	62,0
sonstig	13,6	6,2	9,8	10,2	10,5
unbekannt	2,8	4,0	4,3	3,2	2,5

b) F r a u e n :

bäuerlich	36,4	29,0	24,8	24,2	17,7
industriell	44,3	56,2	63,0	63,8	71,3
sonstig	17,5	10,2	9,2	10,0	9,3
unbekannt	1,8	4,6	3,0	2,0	1,7

Daß der Anteil der Zuwanderung aus Industriekreisen bei beiden Geschlechtern schnell wächst, ist bei der zunehmenden Industrialisierung

des Landes nur natürlich. Wichtig aber ist, daß in allen Zeiträumen bei den Eltern der Männer der bäuerliche Anteil größer ist als bei jenen der Frauen. Bis 1880 übersteigt die Zahl der Arbeiter, die noch Kinder von bäuerlichen Eltern sind, jene, die schon in ihrem Elternhause im industriellen Lebenskreise standen. Bei den Frauen dagegen überwiegt von vornherein die industrielle gegenüber der bäuerlichen Herkunft, und im letzten Jahrzehnt 1895—99 stammen bereits fast drei Viertel aller heiratenden Frauen aus Industriearbeiterfamilien. Die Ursache dafür liegt in der ortsmäßigen Herkunft der Ehepartner. Während die Männer größtenteils aus landwirtschaftlichen Gebieten nach Kosdzin-Schoppinisch zuwandern, stammen die Frauen mehr aus den bereits industrialisierten Bezirken um Kosdzin-Schoppinisch. So ruht die bäuerliche Tradition stärker auf den Männern.

Doch war der bäuerliche Einfluß auf die jungen Arbeiterfamilien noch größer, als es obige Zahlen andeuten, denn die Anteile der Ehen, in denen mindestens ein Ehegatte unmittelbar aus landwirtschaftlichen Bereichen hervorgegangen ist, betragen:

1875—1879	63,9%	1890—1894	45,6%
1880—1884	57,1%	1895—1899	36,6%
1885—1889	49,2%		

Diese Zahlen zeigen nicht nur den starken bäuerlichen Anteil am Aufbau der Industriebevölkerung in Oberschlesien, sondern gestatten auch eine Vorstellung davon, wie lebhaft die Beziehungen des Oberschlesiers durch Verwandtschaft und dergl. mit dem Lande, auch noch nach Loslösung von der bäuerlichen Heimat waren und sind. Zwar ist zahlenmäßig ein Rückgang dieser Einflüsse festzustellen, doch wird niemals der Nullpunkt erreicht werden, da auch weiterhin die Städte und Industriegebiete auf Zustrom vom Lande angewiesen sind.

Die ländlichen Zuwanderer entstammten weniger dem eigentlichen Bauerntum als den „kleinen Leuten“ auf dem Dorfe, den Gärtnern, Häuslern und Inwohnern. Doch konnten diese Unterschiede in der vorliegenden Arbeit vernachlässigt werden, da diese einfach das Weiterwirken des bäuerlichen Erbes — das bei Bauern und Häuslern nicht grundsätzlich verschieden ist — im Volksgute des Arbeiters verfolgen will. Alle weitergehenden sozialen, kulturellen und nationalen Fragen, wie etwa der Einfluß der ländlichen Hörigkeit vor 1807 auf den Charakter des oberschlesischen Arbeiters, oder die nationalen Einwirkungen der polnischen Zuwanderung aus Rußland und Galizien, sollen an anderer Stelle behandelt werden.

Ehe wir in den Lebenskreis des Arbeiters selbst eintreten, wollen wir die Vorgänge untersuchen, die im Bauerntum selbst durch die Entstehung der Industrie ausgelöst wurden. Die wirtschaftlichen Bedingungen für die Arbeiterwerbung unter der einheimischen Bevölkerung waren von Anfang an in Rosdzin und Schoppinik und ihrer Umgebung sehr günstig. Da die wesentlichen Anfänge der industriellen Entwicklung in unseren Dörfern erst in den 30-er Jahren lagen, konnten die damaligen Gewerke bereits aus der Aufhebung der Erbuntertänigkeit und der durch die Auseinandersetzung zwischen Gutscherrschaft und bäuerlichen Hinterlassen nach 1821 geschaffenen Lage Vorteile ziehen. Die durch das Oktoberedikt freigesetzten Einlieger, Häusler und Gesindepersonen stellten die ersten Handarbeiter in den Gruben und Hütten. Ebenso stand ein großer Teil der Bauern und Gärtner, die durch die schweren Rekrutbestimmungen in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten waren, der Industrie zur Verfügung. Andererseits aber wurde der Übergang der bodenständigen Bevölkerung zur industriellen Lebensweise durch seelische Momente, wie Mißfrauen gegenüber der ungewohnten Arbeit und natürliches Beharrungsvermögen, stark gehemmt.

Dabei muß zwischen den an den Industrieorten selbst ansässigen und den Bauern der näheren und weiteren Umgebung unterschieden werden. Während diese nur unter Verlassen ihrer Scholle und dann nur als Handarbeiter zur Industrie gehen konnten, war es dem ortsansässigen Bauern möglich, als Fuhrmann mit den eigenen Pferden oder auch als Handarbeiter Gewinn aus der Industrie zu ziehen und dabei doch seine Stelle weiterzubewirtschaften. In diesen Verdienstmöglichkeiten liegt eine nicht unerhebliche konservierende Kraft für das ortsansässige Bauerntum. Denn nun konnte der Bauer auf 15 Morgen schlechtem Boden leben, was unter anderen Umständen in Oberschlesien gar nicht möglich war. Dazu kamen der leichte Absatz der landwirtschaftlichen Produkte und die Gewinne aus Bodenverkauf und Erstellung und Vermietung von Arbeiterwohnungen.

Auf der anderen Seite erwuchsen dem Bauern auch Nachteile aus der Industrialisierung seines Wohnortes. Durch den Bergbau gingen seine Äcker zu Bruch, und der Rauch der nahen Zinkhütten erstickte einen großen Teil der Vegetation. Aus den Betriebsakten der Werke kann man ersehen, daß in den Rechnungen dauernd bestimmte Beträge für die Ackerentschädigung eingesetzt sind. Vielfach mußten sich jedoch die bäuerlichen Grundbesitzer diese Entschädigung durch Beschwerden an das Oberbergamt oder gar durch Prozesse erkämpfen. Aus einer Beschwerde zweier Halbgärtner aus dem Jahre 1868 z. B. geht hervor, daß die

Grundstücke einsanken, Grubenwässer durch die Äcker liefen, und sich an den Häusern Risse zeigten. Nach einem Grubeneinsturz im Jahre 1897 unter Rosdziner Gelände versiegte das Brunnenwasser, wodurch die Bauern in arge Bedrängnis gerieten.

Zu diesen rein wirtschaftlichen Einwirkungen auf das Bauerntum kommen noch die seelischen und weltanschaulichen, die durch den völlig andern Lebensstandard und -zuschnitt im Rahmen der Industriegemeinde bedingt waren. In dieser mußte jeder Landbesitzer in Rosdzin-Schoppinitz seinen Standort neu finden. Keiner konnte sich der Macht dieser Einflüsse entziehen, es sei denn auf Kosten der eigenen Existenz.

Die U m s t e l l u n g der bodenständigen l ä n d l i c h e n B e v ö l -
t e r u n g Oberschlesiens auf die Industrie vollzog sich in verschiedenen Formen. Der oberschlesische Bauernjunge arbeitete meist zunächst nur einige Monate jährlich in der Industrie, wenn er auf dem Hofe seines Vaters weniger gebraucht wurde, in der Zeit zwischen Kartoffelernte und Frühjahrspflanzung. In den Betriebszeiten der Rosdzin-Schoppinitzer Gruben in den 50-er Jahren des vorigen Jahrhunderts finden sich zahlreiche Anspielungen auf die damalige Abhängigkeit des Bergwerksbetriebes vom bäuerlichen Jahres- und Arbeitskreis. Eine andere Übergangsform, die ich in Rosdzin-Schoppinitz feststellen konnte, ist folgende: die Söhne der kleineren Gärtner arbeiteten in ihrer Kindheit auf dem väterlichen Hof, mit 14 bis 16 Jahren gingen sie zur Industrie, um schließlich beim Tode ihrer Väter als Erben zum Hofe zurückzukehren und diesen zeitweilig zu bewirtschaften. Vielfach stellten die Bauern gegen Bezahlung Pferde zur Arbeit unter Tage zur Verfügung, die ihre Söhne als Pferdehalter bekreuten. Ein weiterer Schritt war es, wenn die Söhne sich nach der Erbteilung auf dem väterlichen Hof neu ansiedelten, ohne die Arbeit in der Industrie aufzugeben und somit, wie es ein bekannter Generaldirektor der Rosdzin-Schoppinitzer Werke ausdrückte, „halb Bauer, halb Arbeiter“ waren. Durch Realteilung und Bodenverkäufe verringerte sich das Schwerkraft der bäuerlichen Seite der Lebensführung immer mehr, bis der Boden nur noch als zusätzlicher Ernährungsfaktor betrachtet wurde. Damit war die Sozialform des ackerbaufreibenden Arbeiters, über den weiter unten eingehender gehandelt wird, erreicht.

Es kam auch vor, daß ein Arbeiter wieder den Weg zum Bauerntum zurückfand, wenn der Übergang zur Industrie irgendwie gezwungen und gegen die eigene Neigung geschehen war. Als Beispiel führe ich den Fall des heutigen Wirtschaftspächters R. in Schoppinitz an. Er hatte ursprünglich einen Hof im Kreise Kreuzburg, welcher der Brandstiftung eines Eigenners zum Opfer fiel. Da er mit der Versicherungssumme

nicht in der Lage war, den Hof neu aufzubauen, ließ er sich bei der Wilhelminehütte in Schoppinik als Arbeiter anwerben. Das Bauerntum steckte ihm jedoch so stark im Blute, daß er freudig zugriff, als sich ihm die Gelegenheit bot, den ehemaligen Mühlenhof in Schoppinik zu pachten. Er lebt seitdem auskömmlich von den Erträgen des gepachteten Bodens und der üblichen Vekurang. Seine Söhne nehmen durchweg gehobene Stellungen in den Industrieverwaltungen ein, haben also vom Bauerntum ihres Vaters aus die Schicht der Industriearbeiterschaft übersprungen und sind in städtische Kreise übergegangen.

Während die Erkenntnis der beruflichen Übergänge die eingehende Beschäftigung mit der Entwicklung der Arbeiterschaft voraussetzt, genügt ein kurzer Besuch in Rosdzin-Schoppinik, um die Auseinandersetzung des bodenständigen Bauerntums mit der Industrie auf einem andern Gebiete zu erfassen, nämlich dem der Siedlung. Im Siedlungsbild von Rosdzin-Schoppinik können wir deutlich drei große Bereiche der Bautätigkeit unterscheiden:

1. Die von den Industriegeellschaften erbauten Arbeiterkolonien stellen eine ausschließliche Leistung der Industrie dar, bei der jedoch auf bäuerliche Neigungen der Arbeiter Rücksicht genommen wurde. Auch im Baustil ist in den älteren Kolonien deutlich die Beziehung zur bäuerlichen Bauweise festzustellen. Erst später wich sie infolge des gewaltig gestiegenen Bedarfs an Arbeiterwohnungen einer unschönen Kasernenhaftigkeit (Abb. 1—5 u. 8). Das Rosdziner und Schoppiniker Ortsbild wird weitgehend von den Arbeiterkolonien aller Stilarten und Entwicklungsstufen beherrscht. Aus einer Aufstellung über das Wohnwesen der Arbeiterschaft vom Jahre 1890 geht hervor, daß damals in Rosdzin 467, in Schoppinik 616 Arbeiter, das sind 57,7% bzw. 65,6% aller männlichen Berg- und Hüttenarbeiter in diesen Orten, in Arbeiterkolonien untergebracht waren. Im gesamten Industriegebiet betrug dieser Anteil nur 12,5%, im Kreise Rattowik nur 22,4%. Rosdzin-Schoppinik nahm damals nach Zahl und Größe seiner Arbeiterkolonien eine führende Stellung im ganzen Industriegebiet ein und wurde nur von der aus einer Häuslersiedlung hervorgegangenen Nachbargemeinde Janow übertroffen. Da auch noch nach 1890 zahlreiche Arbeiterkolonien in Rosdzin-Schoppinik entstanden, so wird es seine Spitzenstellung wohl bis heute bewahrt haben, wenn diese Behauptung auch nicht zahlenmäßig bewiesen werden kann. Ein wichtiges Merkmal der Rosdzin-Schoppiniker Arbeiterkolonien ist, daß sie fast ohne Ausnahme auf den gutherrschaftlichen Gemarkungen, den Dominien, errichtet wurden, wo allein genügender Raum für größere Siedlungsplanungen zur Verfügung stand.

2. Demgegenüber erstreckte sich die Siedlungstätigkeit der Bauern und Arbeiter auf die ihnen überlassene „rustikale“ Dorfgemarkung. Noch im Jahre 1872, beim Zehntablösungsrezeß zwischen der katholischen Kirche und den Besitzern des ehemaligen Rustikallandes, waren von 66 „Parzellen“, d. i. Rustikalstellen, in Rosdzin erst 7, in Schoppinitz von 34 erst 2 in gewerkschaftlichem Besitz. Es handelte sich dabei um die auf der dörflichen Flur gelegenen und schon im vergangenen Jahrhundert stillgelegten Steinkohlenbergwerke „Luisengrüb“ und „Guter Traugott“. Die Verteilung des Rustikallandes im Jahre 1872 stimmt fast genau mit jener überein, die das Oppelner Departement 1819 erhoben hatte. So wenig hatte die um 1872 bereits hochentwickelte Industrie in Rosdzin-Schoppinitz das Rustikalland in Mitleidenschaft gezogen. Das bedeutet aber andererseits, daß dieses bis 1899 nicht in die großen Baupläne miteinbezogen, sondern seiner Sonderentwicklung überlassen wurde.

Dieses durch Teilung und Stellenwechsel zersplifferte und von den Bauern und Arbeitern mit ihren geringen Mitteln planlos besiedelte Rustikalgelände bietet bis heute einen äußerst unschönen Anblick (Abb. 7). Es ist ein abschreckendes Beispiel für die Ergebnisse einer liberalistischen Staats- und Volksführung und ein Beweis für die Notwendigkeit einer Gesamtplanung im Industriegebiet. Den großen Schäden gegenüber fallen die positiven Seiten dieser Siedlungsweise in Rosdzin-Schoppinitz gar nicht ins Gewicht. Es war gewiß von Vorteil für die sozialen Verhältnisse der Industriegemeinden, wenn der Arbeiter in eigenem Hause auf einem eigenen Stück Erde lebte. Doch während durch die Bautätigkeit der Bauern und Arbeiter etwa ein Sechstel und dazu noch die Kernstücke der Orte baulich verdorben wurden, wohnten in Rosdzin 21 oder 2,6%, in Schoppinitz 22 oder 2,3% aller Arbeiter in eigenen Häusern!

3. Auch die auf Gewinn ausgehende Bauindustrie von sonstiger privater Unternehmerseite (außer den Arbeitern) entfaltete sich in Rosdzin-Schoppinitz überwiegend auf ehemals dominanter Flur. Da hier der Profit der Leitgedanke des Bauens war, nahmen die meist landfremden Bauherren keine Rücksicht auf Stil oder Zweckmäßigkeit für den Arbeiter, und errichteten höchst unzulängliche und unschöne Behausungen. Wie aus einer Aufstellung weiter unten hervorgeht, waren diese Häuser für die zunächst noch bäuerliche Wohn- und Lebensweise des Arbeiters wenig entsprechend. Zur Gestaltung des Siedlungsbildes hat die private Bauindustrie so einen sehr negativen Beitrag geleistet (Abb. 6).

Der Hundertsatz der nicht in eigenen Häusern oder Arbeiterkolonien wohnenden Berg- und Hüttenarbeiter betrug 1890 in Rosdzin 39,7%,

in Schoppinitz 32,1%. Diese Anteile wohnten in den von den Bauern, Arbeitern und privaten Bauunternehmern erstellten Häusern zur Miete. Sie waren naturgemäß zu Beginn der industriellen Entwicklung und der gewerkschaftlichen Wohnungsbautätigkeit bedeutend höher. So sehr die Aufteilung der Arbeiterschaft auf völlig verschiedene Lebensbedingungen bietende Wohnkomplexe zu bedauern ist, so wenig darf verkannt werden, daß die Arbeiterwohnungsfrage anfänglich ohne die Teilnahme des ortsansässigen Bauerntum nicht hätte gelöst werden können.

Eine bäuerliche Kraft im Leben des Arbeiters ist seine Bodenverwurzelung. Sie wird sichtbar in der außerordentlichen Heimatliebe der obererschlesischen Bevölkerung, auch in der Sonderform des Vokalpatriotismus, sowie in der Neigung zu Ackerbau und Viehzucht, die noch im vorigen Jahrhundert das Bild unserer Industriegemeinden bestimmte und erst in unserer Zeit zurückgeht. Die Industriegesellschaften haben die Arbeiter in dieser Neigung durchaus gefördert, indem sie ihnen die Äcker und die Ställe für die Viehhaltung zur Verfügung stellten. Im Jahre 1890 hatte z. B. die Bergwerksgesellschaft Georg v. Biesches Erben 147 ha an 560 Arbeiter, d. i. 26 a je Arbeiter, und die Gewerkschaft der Luisenglückgrube in Rosdzin 26 ha an 73 Arbeiter, d. i. 27 a je Arbeiter verpachtet. Darüber schreibt der damalige Direktor der Biesche-Gesellschaft, Bernhardt: „Bei Errichtung der Werke in Rosdzin-Schoppinitz erwarb man zuerst Land gegen Grundzins. Als jedoch infolge des Zubruchgehens zahlreiche Ackernteile und der durch den Hüftenrauch verursachten Rauchschäden die Schadenersatzansprüche immer mehr stiegen, erwarb die Gesellschaft nach und nach, teils auf dem Felde der Bieschegrube (in Janow), teils in der Nachbarschaft der Hüften (in Rosdzin, Schoppinitz und Eichenau) zum größeren Teil aus den Händen der bäuerlichen Besitzer, zum Teil auch von der Herrschaft Rattowitz, gegen 300 Hektar Oberfläche. Nachdem ein Teil von den Werken und Halden eingenommen war, versuchte die Gesellschaft den gesamten Rest durch Verpachtung an die Arbeiter zu verwerfen. Ende der 70-er Jahre wurde jedoch eine Parzelle nach der anderen zurückgegeben. Um die Jahrhundertwende wurde daher die Hälfte des erworbenen Terrains von der Gesellschaft selbst durch landwirtschaftlichen Betrieb ausgenutzt, wozu etwa 250 Pferde aus dem industriellen Betrieb selbst zur Verfügung standen.“ Noch in den 60-er Jahren des vorigen Jahrhunderts soll nach den Aussagen älterer Einwohner fast jeder Arbeiter sein Stück Pachtacker gehabt haben. Aber schon damals machte dessen Bewirtschaftung dem Arbeiter wegen des Mangels an Zugvieh erhebliche Schwierigkeiten, und es blieb ihm nichts übrig, als seinen Acker von den ortsansässigen Bauern gegen Bezahlung bestellen zu

lassen. Nur das Ernten ließ er sich nicht entgehen, das besorgte er selbst. Die Unmöglichkeit für den Arbeiter, sich für seine Parzelle Zugvieh zu halten, ist wohl die Ursache für die erwähnte Rückgabe der verpachteten Äcker an die Industriegeellschaften. Aber auch die Bewirtschaftung des Ackers durch die Werksverwaltungen hatte, seitdem in der Industrie die Pferde immer mehr entbehrlich wurden, mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Es kam daher nach 1900, abgesehen von dem Schwund an Boden durch das Baumwesen, Sandabbau und vergrößerte Halden, wieder zur Verpachtung, allerdings jetzt mehr an die Bauern des Ortes und nur in kleineren Flächen an die Arbeiter.

Im Jahre 1890 befrrieben nach der Aufstellung von Sattig-Kuhna in Rosdzin nur noch 12 Arbeiter auf 26 ha und in Schoppiniß 25 Arbeiter auf 34 ha Ackerbau. Das sind nur 1,5% bzw. 2,7% aller männlichen Berg- und Hüttenarbeiter dieser Orte. Im Gesamtindustriegebiet betrug der Anteil der Ackerbaufreibenden unter den Arbeitern 17,4%, im Kreise Rattowiß 14,8% und im Kreise Rybnik sogar 49,5%.

Ein anderes Bild als diese auf den Angaben der Gemeindevorstände aufgebauten Zahlen ergeben die von den genannten Verfasser in den Werken selbst durchgeführten Ermittlungen. Danach befrrieben auf der Wilhemine-Zinkhütte in Schoppiniß 463 Arbeiter oder 10,8% der männlichen Gesolgshaft, auf der Wiesthegrube in Rosdzin-Schoppiniß-Janow 431 Arbeiter oder 18,6% und auf der Luisenglück-Grube in Rosdzin-Eichenau 100 Arbeiter oder 30,7% Ackerbau. Die Differenz zwischen den Angaben der Gemeindevorstände und der Werksverwaltungen ist außer auf Unterschiede der Erhebungsweise, (die mit der nicht angegebenen Mindestgröße des Ackers zusammenhängen dürften), wohl auf die Tatsache zurückzuführen, daß beträchtliche Teile der Arbeiterschaft der Werke, insbesondere der genannten Gruben, in den Nachbargemeinden wohnen. An der Peripherie des Rosdzin-Schoppiniker Industriebezirks ist also der Anteil der ackerbaufreibenden Arbeiter viel größer als im Mittelpunkt. Das Bild ist somit für das kleine Schoppiniker Revier das gleiche wie für das oberschlesische Industriegebiet als Ganzes.

Eine andere Form der Beziehung des Arbeiters zum Boden ist der *Kleingartenbau*. Bei der Vermietung der Wohnungen in den Kolonien wurden den Arbeitern auch Gärten zur Verfügung gestellt, für die sie zumeist keine Pacht an die Gewerkschaft zu entrichten hatten. Die Gartenparzellen werden von den Arbeitern, besonders seit dem Rückgange des Ackerbaus, fleißig und mit gutem Erfolge bestellt. In der alten Kolonie Borken bei Rosdzin sind diese Gärten sehr klein und schmiegen sich an die Häuser an, in deren Schatten sie liegen, doch ist auch hier die sorgfältige Pflege und Bearbeitung des Stückchens Bodem

durch die Arbeiter festzustellen. An die jüngeren Kolonien im Süden von Schoppinitz schließen sich größere Gartenkomplexe an, die das Bild dieses Ortssteiles mit bestimmen. Die angebauten Früchte entsprechen jenen in den Bauerngärten: im Frühjahr die später aufs Feld umzusetzenden Kraut- und Rübenpflanzen, Suppenkräuter, etwas Salat und Mohrrüben, ein paar Bohnen. Die Industriegesellschaft Georg von Dießes Erben unterstützte auch diese Beschäftigung des Arbeiters durch die Anschaffung von fahrbaren Sonnen auf Rädern für Jauche und Wasser.

Die Neigung zum Ackerbau sowie die Mühe und Sorgfalt, die der Arbeiter seinem Garten angedeihen läßt, sind Symbol eines gesunden bäuerlichen Erbes. Denn diese Beziehung zum Boden ist eine durchaus tätige und lebendige. Der Arbeiter will sich den Boden, wie der Bauer, erarbeiten, er hat nur dann eine Freude am eigenen Grund, wenn er selbst Hand anlegen kann zu dessen Gestaltung. Diese rein bäuerliche Tendenz in dem Verhältnis des Arbeiters zum Boden verdeutlicht eine Mitteilung des Rosdziner Werkdirektors Bernhards. Dieser schreibt, nachdem er den Fleiß des Arbeiters im Rahmen seiner Gartenarbeit gewürdigt hat: „Der bereits 1876 bei der zu Schoppinitz gehörenden Morgenroßkolonie gegründete und mit Sitzplätzen versehene Arbeiterpark wird nur mäßig benutzt.“ Heute ist das Grundstück, auf dem dieser Arbeiterpark lag, gänzlich verwildert. Die Erklärung für diese Erscheinung ist in der bäuerlichen Wesensart des Arbeiters zu suchen. Er konnte zu der von der Gewerkschaft geschaffenen Einrichtung eines Parks kein rechtes Verhältnis finden. Seine Liebe zum Boden ist eine ganz andere als die des Städters, der sich vielleicht lustwandelnd und in stiller Naturbetrachtung versunken die Schönheiten der Natur zu Gemüte führt. Der Arbeiter ist noch zu sehr bodenverwurzelt, um zu einer solchen Passivität gegenüber der Heimat Erde fähig zu sein!

Eine weitere Erinnerung der bäuerlichen Herkunft des Arbeiters in Oberschlesien ist die *Viehhaltung*, die in der ersten Zeit unserer Industriegemeinden in hoher Blüte stand und teilweise sonderbare Formen annahm. Klaußmann, der in den 60-er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Rosdzin-Schoppinitz lebte, berichtet darüber: „Man hielt in der Wohnstube Schweine, Ziegen, Hühner, Gänse, Enten, man hielt solche Tiere auch in den Kellern. An die Häuser flichte man primitive Holzstallungen (selbstverständlich aus gestohlenem Grubenholz) an und hielt die Tiere, denen man höchst selten den Stall reinigte“ (Abb. 9). Später wurden zugleich mit den gewerkschaftlichen Arbeiterkolonien kleine massive Ställe gebaut, die heute unvermeidliche Bestandteile unserer Industriegemeinden sind (Abb. 3, 4). Der Arbeiter selbst hat den Ausschlag für die Schaffung dieser Einrichtung gegeben.

Als jedoch die Arbeiter in Rosdzin-Schoppinitz ihre Pachtäcker, welche die Ernährung des Viehs sichergestellt hatten, zurückgaben, so daß sie nunmehr gezwungen waren, das Futter für das Vieh zu kaufen, wuchsen auch die Schwierigkeiten der Viehhaltung. Jetzt standen aber diesen Schwierigkeiten nicht mehr das Verständnis und die Neigung zur Pflege des Viehs gegenüber, welche die ersten Arbeitergenerationen in unseren Industriegemeinden auszeichneten. Die Viehhaltung der Arbeiter in Rosdzin-Schoppinitz ging daher immer mehr zurück. Heute findet man kaum noch Ziegen, in den meisten Fällen begnügt man sich mit der Haltung von Kaninchen.

Doch seien auch hier die Ergebnisse der Zählung aus dem Jahre 1890 gebracht, die in diesem Falle außerordentlich aufschlußreich sind. Danach betrug die Zahl der industriellen Arbeiter, die Vieh besaßen (in Klammern die Anteile an der Gesamtheit der Berg- und Hüttenarbeiter):

Im Besitz von	Rosdzin	Schoppinitz	Kreis Rattowitz	Kreis Rybnitz	Industrie- gebiet
Rühen . .	21 (2,6%)	30 (3,2%)	(3,5%)	(36,4%)	4843 (6,8%)
Ziegen . .	17 (2,1%)	150 (15,9%)	(9,6%)	(11,4%)	5356 (7,5%)
Schweinen .	84 (10,4%)	500 (53,2%)	(18,7%)	(21,1%)	9378 (13,2%)

Noch mehr als beim Ackerbau übertrifft also Schoppinitz die Schwestergemeinde Rosdzin hinsichtlich der Viehhaltung der Arbeiter. Der Unterschied zwischen beiden Orten erklärt sich daraus, daß in Schoppinitz die Mehrzahl der gewerkschaftlichen Arbeiterkolonien liegt, Rosdzin dagegen der Hauptstandort der privaten Bauten von auswärtigen Unternehmern, Bauern und Arbeitern ist. Die private Bauindustrie bietet also dem Arbeiter weniger Bewegungsfreiheit in der Befähigung seiner bäuerlichen Tradition, als die Arbeiterkolonie. Die zu dieser Zeit noch nicht zur Kasernenhaftigkeit entarteten Arbeiterkolonien waren somit vergleichsweise die entsprechendste Wohnung für den oberschlesischen Arbeiter innerhalb des Zentralreviers. Für das Gesamtindustrieggebiet einschließlich der Randlandschaften gilt auch in der Viehhaltung die Regel, daß der ländlich-bäuerliche Charakter der Arbeiterschaft in der Richtung auf die Peripherie zunimmt.

Je weiter wir bei der Erfassung des Volkstumsbildes des oberschlesischen Industriearbeiters den Kreis des Privaten und des Gemeinschaftslebens betreten, auf desto ergiebigerer volkswundliche Züge stoßen wir. Die Frage z. B. „Wie stellt sich der Arbeiter zu seiner „Kolonie“ oder zu seiner Wohnung?“ eröffnet einen wichtigen Blick auf seine innere Haltung. Wir gehen ihr nach, indem wir die offiziellen, sowie die landläufigen und scherzhaften Namen der Kolonien betrachten.

Den Namen des Werkes tragen folgende Arbeiterkolonien in Rosdzin-Schoppiniß: Wilhelmine-Kolonie, Morgenrot-Kolonie und Traugott-Kolonie (nach der Wilhelminehütte, Morgenrotgrube und Traugottgrube). Flurnamen sind folgende Kolonien beigelegt worden: Borken-Kolonie (nach Borek = Wäldchen), Bagno-Kolonie (bagno = Sumpf) und Morawa-Kolonie (Name strittig. Während teilsweise die Auffassung besteht, daß er von einem alten Bauern entlehnt sei, kann mit größerer Wahrscheinlichkeit seine Entstehung aus einem Flurnamen angenommen werden). Scherzhafte Bezeichnungen für Arbeiterkolonien, die aber zum Teil, wie die Flurnamen, offiziell übernommen wurden, sind:

Neu Berlin. Bezeichnung für die erste mehrstöckige Arbeiterkolonie, welche die Bewunderung der einheimischen Bevölkerung hervorgerufen hat.

Preßwurst-Kolonie. Dieser scherzhafte Name ist der Morawa-Kolonie beigelegt worden, deren Häuser aus großen Sandsteinblöcken gebaut wurden, so daß die Mauern ein der bezeichneten Wurst ähnliches Aussehen haben (Abb. 4).

Gardinenstraße. So wurde die auf der heutigen Bahnhofstraße in Schoppiniß gelegene Erweiterung der Wilhelmine-Kolonie, zum Teil offiziell, bezeichnet, wie aus amtlichen Akten vor dem Weltkriege hervorgeht. Hier sollen die ersten Gardinen in Arbeiterwohnungen beobachtet worden sein.

Helgoland-Kolonie (Abb. 5). Diese Bezeichnung rührt von der erhöhten Lage dieser Kolonie her, von der eine starke Böschung zur Straße abfällt. Auch diese Bezeichnung ist offiziell eingeführt. Man erzählt, daß jemand einen Brief an einen Kumpel in der Helgoland-Kolonie adressierte. Der Brief kam von der Insel Helgoland als unbestellbar an den Absender zurück.

Außer dieser Namengebung gibt es noch anderweitige scherzhafte Anspielungen auf Sonderheiten der einzelnen Kolonien. Wenn man früher jemanden als besonders dumm hinstellen wollte, sagte man, er sei so schlau wie der „Pfarrer von Borken“. Damit wollte man die geringe Größe der Kolonie Borken und ihre abseitige Lage an der Landesgrenze, „am Ende der Welt“ glossieren. Eine besonders merkwürdige Übung ist es heute noch in Rosdzin-Schoppiniß, bestimmte Kolonien als Verbrecherviertel, Räuberviertel und dergl. zu bezeichnen. Bereits Klaußmann schreibt aus den 60-er Jahren, daß die alte Bagno-Kolonie im Volksmund „Diebestolonie“ genannt wurde. Von der an der Straße Rattowiß—Myslowiß liegenden Wilhelmine-Kolonie erzählt man, daß die Myslowißer Kaufleute vor ihrer Fahrt nach Ratto-

wiß das Testament gemacht hätten, weil sie nicht wußten, ob sie lebendig durch diese Kolonie hindurchkommen würden. Was die Einwohner der verschiedenen Kolonien in Rosdzin-Schoppinitz sich gegenseitig an den Kopf warfen, das wurde solidarisch gegenüber den umliegenden Ortschaften Janow, Burowiek-Eichenau usw. angewandt. Auf Grund dieser Gegensätze kam es früher bei Tanzvergnügungen und dergl. zu den üblichen oberchlesischen Schlägereien, wenn sich eine Gruppe von Gästen aus einer benachbarten Kolonie zu sehr bemerkbar machte. Schließlich tobte sich ein besonderer Lokalpatriotismus zwischen den Einwohnern der beiden Schwesterngemeinden Rosdzin und Schoppinitz aus, der bis in die Gemeindeverwaltungen seine Kreise zog. Diese Gegensätze der Wohnorte und Gemeinden wurde allerdings durch die gemeinsamen Kirchen und Bahnhöfe einigermaßen gedämpft.

Dieser in Rosdzin-Schoppinitz in verschiedenen Formen erscheinende *Localpatriotismus* hat typisch dörflichen Charakter und dürfte ein Stück bäuerlicher Tradition in unserer Arbeiterschaft darstellen. So wie ein Dorf sich von dem anderen durch Scherz und Spott und Hervorhebung der eigenen Vorzüge abzuheben wünscht, so schließen sich die einzelnen Siedlungsgruppen innerhalb der großen Industriegemeinde zu freilich nur lockeren Gemeinschaften zusammen. In den phantasiereichen Namengebungen muß man gesunde Elemente des in der Industriegemeinde Wurzel fassenden Heimatbewußtseins erblicken. Die Phantasie des Industriemenschen belebt die in ihrer Anlage zunächst schablonen- und kasernenhaft anmutenden Arbeiterkolonien und versucht ihnen individuelle Züge abzugewinnen. So beginnt der Mensch in seiner neuen Heimat zu leben, indem er sie seelisch zu erfassen trachtet. Dafür, daß diese Erscheinungen von bäuerlicher Art bestimmt wurden, spricht ihr späteres Versiegen. Die 1904—08 entstandene Arbeiterkolonie an der Bergstraße wird nur noch nach der Anrainerstraße benannt. Um sie hat sich keine blütenreiche Phantasie mehr gerankt.

Bäuerliche Züge haben sich vorübergehend selbst in den Industriebetrieben bewahrt, wo sie vielleicht am wenigsten vermutet werden. Bei der Durchsicht der ältesten Arbeiterregister der Hüttenwerke fällt das häufige Auftreten gleicher Namen auf. Die Ursache dafür ist, daß sich in den Anfängen der industriellen Entwicklung Verwandte gegenseitig den Weg zum Hüttenwerk bahnten und auch die Werbung neuer Arbeitskräfte selbst in ihrem Heimatdorf und ihren Verwandtenkreisen vornahmen. Die sippenmäßig gebundene Gefolgschaft begegnete jedem Fremden mit Mißtrauen und machte ihm womöglich solange das Leben schwer, bis er sich

selbst eine andere Arbeitsstätte suchte. Man sagte, „es käme kein fremder Hahn in die Hütte herein“. Der bäuerliche Zug in den Betrieben wird durch die Tatsache verstärkt, daß in manchen Hüttenwerken (Zinkhütten) früher ganze Familien geschlossen an den Ofen beschäftigt wurden. Die Arbeitsteilung am Zinkofen wurde in der Weise vorgenommen, daß die Kinder den Lehm bereiteten, die Frau die Vorlagen herstellte, und der Mann die Muffel machte und den Ofen betreute. Dazu wohnte die ganze Familie anfänglich in der „Rösche“ unter dem Ofen, so daß gleichsam auch die bäuerliche Arbeits- und Lebensgemeinschaft im industriellen Bereich erhalten blieb, wenn auch in einer sehr sonderbaren Form. Andererseits erstreckte sich auch die Fürsorge und Aufsicht der Betriebsführer bis in die Sphäre des Familiären. So wird berichtet, daß der Werkmeister sich auch darum kümmerte, daß die zahlreich beschäftigten Mädchen zur rechten Zeit einem Arbeiter des Werks angetraut und dadurch dem Betriebe erhalten wurden. Der Eindruck ist also unverkennbar, daß die bäuerliche Haltung den oberschlesischen Bauern beim Übergang zur Industrie begleitete, wobei der Betriebsführer sich in die Rolle des Gutsherrn, die Arbeiter in die der bäuerlichen Hinterlassenen einspielten.

Dieselbe Erscheinung trifft uns entgegen in einem Brauch am Glorianstage der Hüttenleute, einem dem Barbaratage der Bergleute entsprechenden Fest. Die in der Hütte beschäftigten Mädchen schmückten den Betriebsleiter mit einem selbst hergestellten Kranz und hoben ihn unter Hochrufen dreimal in die Höhe. Am Abend holten die Mädchen den Betriebsleiter und den Hüttenmeister zum Tanz, wofür sie schließlich mit Geschenken bedacht wurden. Dieses Befränzen ist seit alters her in Rosdzin-Schoppinik Brauch. Früher wurde der Gutsherr der Herrschaft Myslowitz von seinen bäuerlichen Untertanen befränzt. Später wurde diese Ehrung den ortsanfässigen Bauern von ihren Knechten und Mägden anlässlich des Erntefestes zuteil. Mit dem Versiegen der bäuerlichen Tradition verloren auch diese Feste des Industriearbeiters an Innigkeit und Gestalt und arteten mehr oder weniger zu sinnlosen Trunkenheitsorgien aus.

Die betriebliche Arbeits- und Lebensgemeinschaft der Familie in den Anfängen der Industrie wurde im Laufe der weiteren technischen Entwicklung gesprengt. Frauen und Kinder wurden aus den Betrieben herausgezogen, selbst die Mädchen wurden immer mehr anderen, nur ihnen entsprechenden Arbeiten zugeführt. Nach der Errichtung ausreichender Kolonien und Familienhäuser bezog der

Arbeiter mit seiner Familie in ihnen Wohnung. Die städtische und industrielle Zweiteilung der Arbeit war nun Tatsache geworden: Der Mann arbeitete den ganzen Tag im Industriebetriebe, der Frau oblag die Obhut und Gestaltung des Haushaltes. Diese Beschränkung des Arbeitsbereiches der Frau war mit ein Hauptmotiv für die Pflege von Acker- und Gartenbau und Viehhaltung. Denn gemäß der bäuerlichen Tradition unterstanden ja diese Zweige, mit Ausnahme des Ackerbaus, der Obhut der Frau. Wie den Tieren, so wandte sie auch den Zimmerpflanzen und Blumen eine hingebende Pflege zu. In den meisten Haushaltungen findet man bis heute vorzüglich gedeihende Topfpflanzen aller Art, darunter die Myrte, die möglichst von der eigenen Hochzeit her weitergezogen wird.

Eine eigenartige Erscheinung sind die Lauben an den Türen zahlreicher von Bauern, Arbeitern und privaten Unternehmern erbauten Häuser in Rosdzin-Schoppinitz (Abb. 10). Diese Vorbauten, in den vielfachsten Abwandlungen verbreitet, sind zumeist von den Arbeitern selbst gefertigt worden und lassen in der Technik des Aufbaus, der Verschalung, des Schnitzens, den Ziernotiven eine schöpferische Begabung der obererschlesischen Bevölkerung erkennen. Diese Lauben entsprechen dem bäuerlich bestimmten Bedürfnis des Arbeiters nach Aufenthalt im Freien, ohne sein Heim verlassen zu müssen. Was der Spaziergang für die Erholung des Städters, das sind die Lauben in den Industrieorten für die Erholung des Arbeiters.

Bäuerliche Reminiszzenzen zeigt ferner der Küchenzettel des Arbeiters. Die Zeit der Erbuntertänigkeit und die sich wiederholenden Hungersnöte, deren eine der Schrecklichsten 1847 über Oberschlesien dahingezogen ist, hat den Oberschlesier gelehrt, mit wenigen Mitteln einen dürftigen Küchenzettel zusammenzustellen. Die häufigsten Speisen, die die obererschlesische Arbeiterfamilie noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf ihrem Tische sah, waren bäuerliche Erbstücke: „Kascha“, Heidekorn mit heißem Wasser übergossen, lange das Lieblingsgericht des Oberschlesiers. Die „Etschirka“, Hirsekorn oder Mudelsteig zerdrückt und in Milch aufgekocht. „Praslonki“ oder „Prasuche“, mit der Handmühle gemahlener Roggen, in Wasser und Salz gekocht, so daß sich Klumpen bilden. Diese werden mit Milch übergossen und meist zum Frühstück oder Abendbrot genossen. Kartoffeln mit Kraut („Kapuska“) oder Schlickermilch („Maschlontka“). „Sur“, gefäuerter Mehlsuppe, soweit vorhanden mit Schweinefett und Speck zubereitet, das „Nationalgericht des Oberschlesiers“ (Parfsch), und schließlich die traditionell

am Heiligen Abend genossene Hantuppe („Scheminioffa“) und Mohnkloße.

Mit dem Steigen der Löhne und der von städtischen Gesichtspunkten bestimmten Warenzufuhr hat sich die Küche des Arbeiters derjenigen des Städtlers angeglichen. Besonders nach dem „Geldtage“ bietet der Arbeitertisch reichliche Mahlzeiten: Braten, Wurst, Gemüse usw. Ist das Geld aber ausgegangen und wird Schmalhans Küchenmeister, dann erinnert sich die oberschlesische Arbeiterfrau der verdrängten bauerlichen Alltagspeisen, die mit wenigen Mitteln bereitet und gern genossen werden. An den traditionellen bauerlichen Festtagspeisen wird ohnehin, übrigens genau so wie in der Stadt, festgehalten. So leben bauerliche Formen, obwohl teilweise verdrängt, im Leben des Arbeiters auch in dieser Weise weiter und feiern zu bestimmten Anlässen ihre Wiederauferstehung.

Zu Beginn der Entwicklung der Industrie gab es in Roszdin und Schoppinik keine besondere Volkstracht. Erst durch die Zuwanderung kamen Bestandteile von Trachten aus der Plesser und Beuthener Gruppe in den Ort. Bei der ersteren fielen besonders die Frauen mit dem kleidsamen weißen Tuch auf, das ringsum mit Vorstückerlei versehen in ein Dreieck zusammengelegt und haubenartig gebunden wurde, so daß die Gipfel fächerartig über den Rücken fielen. Heute ist von dieser Tracht nur noch das unter dem Tuch getragene glatt anliegende Leinensfirnhäubchen mit Spitzenkante bei alten Frauen zu sehen. Im Gegensatz dazu ist das Kennzeichen der zum Teil heute noch vorhandenen Trachten und Trachtenreste der Beuthener Gruppe das bunte Kopftuch („Purpurka“ oder „Eysulka“). (Vgl. Abb. 11 und 13). Mit Beuthener Trachteneinflüssen ist auch die von Klaußmann geschilderte Bekleidung einer Hochzeitsgesellschaft in den 60-er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Roszdin-Schoppinik zu erklären: Die Brautführer mit vielen bunten Bändern an den Hüften und auf der Brust, die Kränzeldamen mit bunten Bändern und Glitterkronen.

Ein besonderer Fall der Trachtenübertragung ist in Roszdin-Schoppinik zu verzeichnen. Als 1902 der Breslauer Fürstbischof Dr. Kopp verschiedene oberschlesische Industriegemeinden besuchte, faßten 40 Dekuranten der Orte Roszdin und Schoppinik auf Anregung des Schullehrers Ract den Entschluß, sich die Männertracht der Beuthener Gruppe anzulegen. Die Tracht wurde gemeinschaftlich bei einer Beuthener Firma bestellt und angefertigt. So hat sich das durch die industrielle Dekuranz zu Wohlstand gekommene Bauerntum in Roszdin-Schoppinik eine Gemeinschaftsform gegeben, die bis heute ihre Gültigkeit bewahrt hat (Abb. 12).

Abgesehen von diesem Ausnahmefall verschwinden die bäuerlichen Trachtenelemente, ja selbst die allgemeine ländliche Bekleidungsweise immer mehr aus der oberschlesischen Industriegemeinde. Von der heute lebenden Generation geht nur noch die Großmutter „bäurisch“, wie der Arbeiter sagt, gekleidet, die Mutter trägt bereits den Mantel, das Symbol der städtischen Kleidung (Abb. 11), die Tochter aber unterscheidet sich in Mode und Eleganz in keiner Weise mehr von ihrer Schwester in der benachbarten Großstadt Kattowitz.

Eine besonders starke bäuerliche Note trug das Brauchtum, das noch im vergangenen Jahrhundert in Rosdzin und Schoppinik lebendig war und erst durch die politische und soziale Entwicklung Oberschlesiens um die Jahrhundertwende verdrängt wurde. Solche Bräuche, die für Rosdzin-Schoppinik durch mündliche Überlieferungen und schriftliche Nachrichten, besonders durch das Buch Klaufmanns nachgewiesen sind, waren das Frühlingseinholen bezw. Sommer der Mädchen („*Wojtki*“), die Verwendung von Färmgeräten durch die Jugend in der Karwoche (die „*Kiełofka*“), das misfernächtliche Baden der Mädchen am Karfreitag („*Suche rybę*“, deutsch: trockene Fische), die Anbringung geweihter Weidenkästchen am Fensterrahmen zur Abwehr der Blickgahr, die Weihe von Gebäck, Schinken, Wurst, Eiern, Feuer und Wasser vor dem Osterfest in der Kirche, schließlich der sogenannte „*Schmiegus*“, der mehr oder weniger derbe Brauch des Begießens des Mädchen durch die Burschen am Ostermontag. Ein Teil der Osterbräuche wird heute noch gepflegt. Ferner: Das Abbrennen der Pfingstfeuer am Pfingstsonnabend, die „*Sobokki*“, von denen uns Klaufmann eine lebendige Schilderung gibt, das Peitschenknallen und Schießen der Männer am Heiligen Abend und an nationalen Feiertagen, das sehr ausgedehnte Hochzeitsbrauchtum unter der Obhut des Hochzeitbitters, die lärmvolle Fahrt zur Kirche mit Musik und Pistolenschießen, das Sperrenlegen der Jugend, sowie die feierliche Abnahme des Braukranzes und die Einkleidung der Braut mit dem Kopfsuch der verheirateten Frau durch die Kränzeldamen, die „*Cepiny*“.

Wie aus dieser kurzen Aufzählung hervorgeht, hatten die Bräuche in Rosdzin-Schoppinik durchaus bäuerlichen Charakter. Das Brauchtum der jungen Industriegemeinde war im wesentlichen dasjenige der alten bäuerlichen Einwohner der beiden Dörfer; hatten sich doch die Zuwanderer meist mit ortsansässigen Mädchen verheiratet, ganz abgesehen davon, daß die ersten Zuwanderer vor allem aus den Nachbardörfern kamen, wo dasselbe Brauchtum herrschte. Der Träger des Brauchtums war die Dorfgemeinschaft oder Familiengemeinschaft.

die von den ortsansässigen Bauern beherrscht oder doch stark durchdrungen war. Mit dem ungeheuren Wachstum unserer Industriegemeinden jedoch löste sich die Arbeiterschaft von der bäuerlichen Grundbevölkerung, deren Brauchtum nicht mehr als zeit- und standesgemäß angesehen und vergessen wurde. So kommt es, daß heute eine Dorfgemeinschaft im Brauchtum nicht mehr in Erscheinung tritt. Am Unter- gang des gemeinschaftsgebundenen Brauchtums ist auch das Einsetzen des politisch-nationalen Kampfes um die Jahrhundertwende beteiligt, der die Industriegemeinde innerlich zu Spalten begann.

Im S a g e n g u t des oberschlesischen Arbeiters haben sich neben der typischen Gestalt des Bergmanns, des „S t a r b n i k“ (Berggeist), die landschaftlich und bäuerlich gebundenen Sagengefahren behauptet. Unter ihnen spielt wegen des Gewässerreichtums des das Industrie- zentralrevier durchschneidenden Kawatales der Wassermann, „u f o - p l e r“ die erste Rolle. Aber auch wilder Jäger und Irrlichter sind an ihren alten landschaftlichen Standorten nicht in Vergessenheit gera- ten; in den Behausungen der Menschen treiben „R i s c h t a“, der Hausgeist, und „S m o r a“, der Alp, ihr Wesen. Die so bis heute noch bestehenden Reste dieses Volksgutes gehen ausschließlich auf die orts- ansässige Bauernbevölkerung zurück. Mit der Verstädterung und der Verbauung der landschaftlichen Voraussetzungen der Sagen fallen auch diese der Vergessenheit anheim.

Sehr deutlich prägt sich bäuerliches Volkstum in dem L i e d g u t des oberschlesischen Arbeiters aus. Dieses setzte sich aus Volksliedstoffen der bäuerlichen Vergangenheit und den in der Schule und beim Militär gelernten deutschen Kulturliedern zusammen. Erstaunlich ist das fast völlige Fehlen von Bergmanns- und Hüttenmannsliedern. Der ober- schlesische Arbeiter zehrt von dem bäuerlichen Erbe und den Gaben der deutschen Kultur, ohne die seelische Kraft aufzubringen, das Phäno- men der Industriearbeit durch sein Liedgut zu erfassen und zu gestalten.

Schließlich sind auf dem Gebiete der V o l k s m e d i z i n die An- schauungen und Methoden der ländlichen Bevölkerung Oberschlesiens auf das Industriegebiet übertragen worden. Wie es um 1849 auf dem flachen Lande aussah, schildert Mißschke-Kollande: „Der deutsche Teil der Oberschlesier nimmt seine Zuflucht zu Schäfern und anderen Quack- salbern, der polnische Teil der Oberschlesier zu religiösen Gebräuchen und Belohnissen“. Auch in Rosdzin-Schoppinik hat es Schäfer gegeben (in den 60-er Jahren betätigte sich in der Morgenrot-Kolonie ein Zimmerhauer (Flößer als Schäfer), deren Konsultation aber Sache der Fortschrittlichen unter den Arbeitern und der deutschsprachigen Zu- wanderer gewesen zu sein scheint, während die einheimische Bevölke-

rung bei den magisch-religiösen Heilmethoden verharrte. Die sonstigen, von verschiedenen zeitgenössischen Schriftstellern gegebenen Schilderungen der medizinischen Gebräuche in der Anfangszeit der obererschlesischen Industrie beruhen, wie Perlick¹⁾ festgestellt hat, vielfach auf Übertreibungen und Sinnesfäuschungen, denen der mit der Materie nicht vertraute Reisende leicht ausgelegt war. Ich erspare es mir daher, sie hier im einzelnen aufzuzählen. So wie die obererschlesische Bevölkerung zuerst der Industrie als solcher mit Mißtrauen gegenüberstand, so war sie auch nur sehr schwer an die Wohlfaten der medizinischen und hygienischen Einrichtungen zu gewöhnen, wobei es der Arbeiter selbst war, der am schnellsten Vertrauen zu den Ärzten faßte.

Zusammenfassend ist somit zu sagen: Die Industriegemeinden Rosdzin und Schoppinik wurden in ihrer Arbeiterbevölkerung von der einheimischen und der aus einem engen Umkreis zugewanderten ländlichen Bevölkerung aufgebaut und von dieser im anfänglichen Siedlungsbilde und im Volkstums- und Lebensbilde geprägt. Die dadurch zunächst gegebene Entwicklung zur Industriedorfsgemeinschaft mit ihrem Volksgut wurde durch eine auf allen Lebensgebieten in Erscheinung tretende Gegenfälichkeit und Spaltung zunichte gemacht. Der Wohnungsbautätigkeit der Bauern und Arbeiter stand diejenige der Industriegesellschaften und Privatunternehmer gegenüber, wodurch ein scharfer Gegensatz im Siedlungsbild der Gemeinden aufgerissen wurde. Im kulturellen und sozialen Bereich tat sich der Spalt zwischen der einheimischen Arbeiter- und Bauernbevölkerung und der aus dem Westen zugewanderten deutschen Führungsschicht auf. Vollends zerrissen wurden die Industriegemeinden durch die seit der Jahrhundertwende in schärfster Form geführten nationalen Kämpfe. In den häuerlichen Traditionen in Lebensführung und Volksgut des Arbeiters ist ein nicht zu unterschätzendes regulierendes Element in der Gesamthaltung des Oberschlesiers allen diesen Erscheinungen gegenüber zu erblicken.

Gerade heute, wo wir wissen, daß die Verstädterung in den Formen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts Volkstod bedeutet, werden wir auf diese Ansätze stärker denn je zurückgreifen. In Rosdzin-Schoppinik wird uns die Sonderaufgabe gestellt sein, die überall bestehenden Gegensätze zu beseitigen und die Siedlungseinheit und Dorfgemeinschaft als Träger neuer Kulturformen herzustellen mit dem verpflichtenden Ziel: der Schaffung einer würdigen Heimstätte für ein erneuertes deutsches Arbeiterum!

¹⁾ Perlick Alfons, „Volkstunde der obererschlesischen Industriearbeiter“. In: „Der Oberschlesier“, Jg. 17 (1935), Heft 3., S. 123—142.



Foto: Reichling

Abb. 1. Borken-Kolonie, ältester Teil (1840).

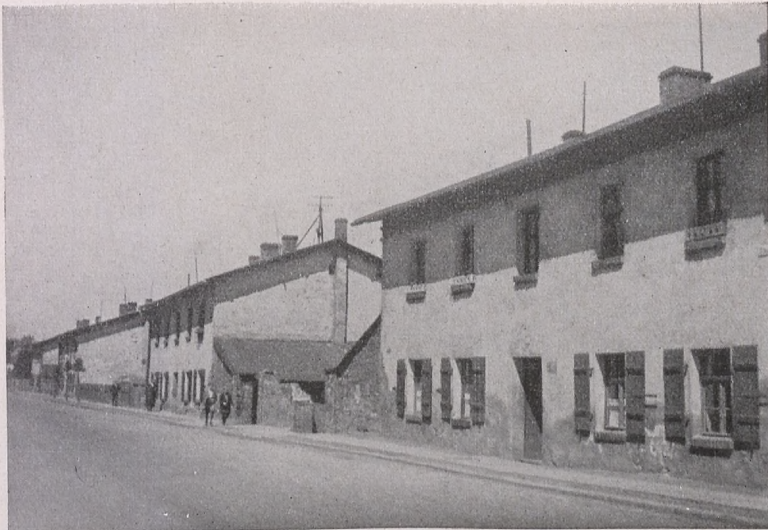


Foto: Reichling

Abb. 2. Traugott-Kolonie (um 1845) mit später zugebauten Ställen und Außenkellern.



Foto: Reichling

Abb. 3. Die um 1855 entstandene Morgenroth-Colonie.



Foto: Reichling

Abb. 4. Morawa-Colonie mit das Straßenbild beherrschenden Ställen (1865).



Foto: Reichling

Abb. 5. Helgoland-Kolonie (1898).



Foto: Reichling

Abb. 6. Private Wohnhäuser in Schoppinitz.

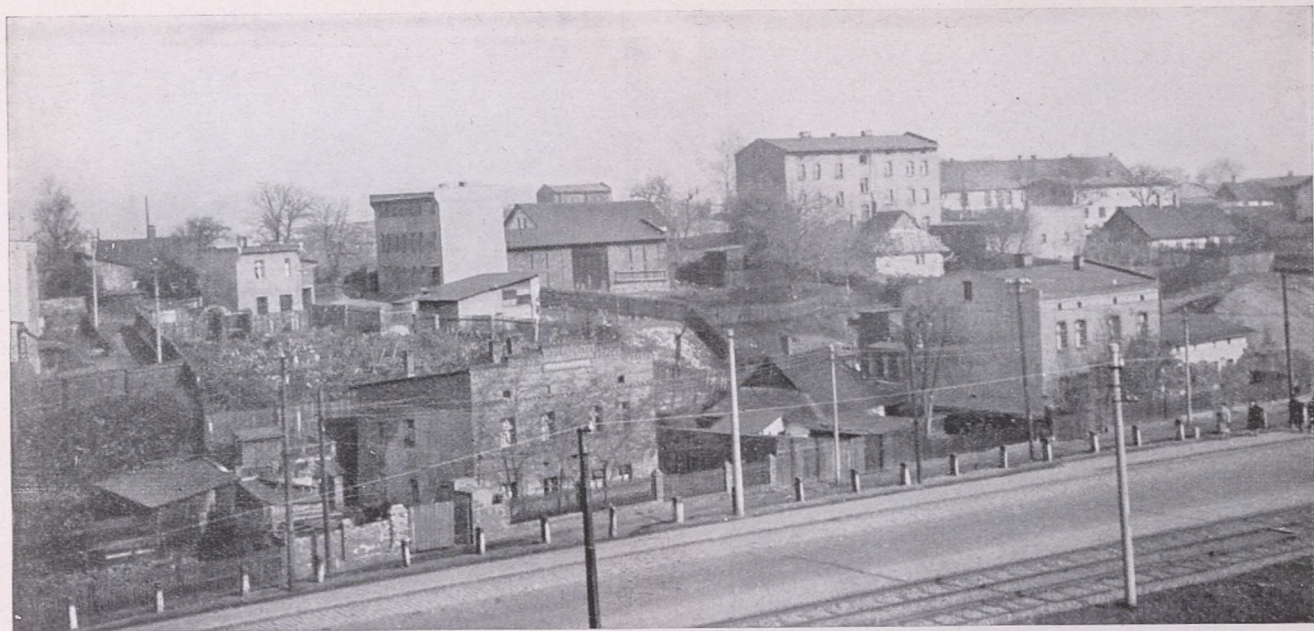


Foto: Reichling

Abb. 7. Die heutige Besiedlung des sogenannten Oberdorfes in Rosdzin.



Foto: Reichling

Abb. 8. Familienhäuser verschiedenen Alters in der Wilhelminen-Kolonie an der 1836 fertiggestellten Kunststraße Rattowiß—Myslowiß.



Foto: Reichling

Abb. 9. Primitive Stallbauten.

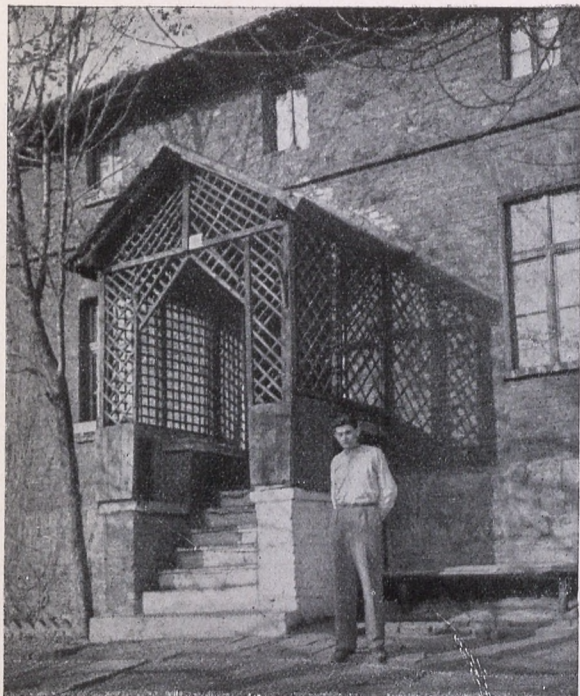


Abb. 10.
Typische
Hausfurlaube
in Schoppinisch.

Foto: Reichling

Abb. 11.
Der Vormarsch
der städtischen
Kleidung in
zwei Gene-
rationen.



Foto: Reichling



Foto: Reichling

Abb. 12. Veffuranfenpaar in Rosdzin (der Mann trägt bequemlichkeits-
halber ftatt Stiefel lange Hofen).



Foto: Vaidol

Abb. 13. Zuwanderer aus der Plesser Gegend in einer Schoppinischer Arbeiterkolonie.

Schrifttum.

- Friedrich Bernhards gesammelte Schriften, Rattowik 1908.
Klaußmann Ant. Ost., Oberschlesien vor 55 Jahren, und wie ich es wiederfand. Nach persönlichen Erinnerungen geschildert, Berlin 1911.
Mitschke-Rollande A. von, Die Not Oberschlesiens und Mittel zu deren Abhilfe, Breslau 1848.
Parsch Joseph, Schlesien, eine Landeskunde für das deutsche Volk, Breslau 1896—1911.
Perlitz Alfons, Volkstunde der oberschlesischen Industriearbeiter, In: Der Oberschlesier, Jg. 17 (1935), Heft 3, S. 123—142.
Perlitz Alfons, Die ständischen Auseinandersetzungen im oberschlesischen Industriegebiet. Einige Grundgedanken zu einer Volkstunde dieses Raumes. In: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung. Jg. 4, 1940, S. 273—282.
Saffig-Ruhna, Über die Arbeiterwohnungsverhältnisse im oberschlesischen Industriebezirk. In: Zeitschr. d. Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins, 31. Jg. (1892), S. 1—50.

Vom sogenannten „Böhmischen Winkel“ der Grafschaft Glatz

Ein Beitrag zur schlesischen Volksstumsforschung.

Von Friedrich Graebisch

I.

Das Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1. Jahrg. 1926 enthält als Hauptbeitrag (S. 43—146) einen Aufsatz von Anton Blaschka „Die Grafschaft Glatz nach dem dreißigjährigen Kriege. Studien auf Grund der Glatzer Rolla“. An dieser wertvollen Arbeit soll hier nicht etwa eine abfällige Gesamtkritik geübt werden, nur auf den Abschnitt „Der Böhmische Winkel“ (S. 95 f.) wollen wir näher eingehen. Darin heißt es:

„Als Überrest der ehemaligen tschechischen Besiedlung des Glatzer Landes wird der „Böhmische Winkel“ angesehen, das Grenzgebiet gegen Böhmen mit den elf Orten Schlanei, Tscherbenei, Straußenei, Ludowa, Sackisch, Birkhagen, Passendorf, Mausei, Brungres, Wellenau und Jakobowitz¹⁾.

¹⁾ Hiervon verblieb der unterste Teil von Tscherbenei als Klein-Tscherbenei oder Klein-Tscherma bei dem Übergang der Grafschaft an Preußen bei Böhmen (Österreich), die Kolonie Brunnkreß kam 1933 durch Austausch an die Tschecho-Slowakei. Seit 1937 wurden folgende Ortsnamen amtlich geändert: Schlanei in Schnellau, Tscherbenei in Grenzert, Straußenei in Straußbüchel, Mausei in Scharsenet, Jakobowitz in Wachtgrund.

Sämtliche Orte enthalten nach der Rolla insgesamt 203 ansässige Familien. Wollen wir diese Familien auf ihre Volkszugehörigkeit prüfen, so genügt ein Blick auf die Familiennamen. Unter diesen finden sich tatsächlich 42 Namenssträger mit 30 Namen, welche wohl kaum als deutsch erklärt werden können. Es sind dies: Bartoniczky, Brosieg, Hauschel (Haußdeckh) 2, Kaczer, Kadra, Koridofsky, Korsacko, Kufte, Leczel 3, Matuschka, Oppitz 2, Peschke, Pilsch, Piz 3, Plachta, Potorny, Polack, Roßnicht (Rusnig) 3, Schuba, Slowackh, Taurz 4, Tichen, Tschäschetkh, Wabra, Welczel, Wüdt, Wüfdeckh 2, Woberschel, Gerney, Gifko.“

Hieran schließen sich u. a. statistische Folgerungen für die damalige Volksstammzugehörigkeit der einzelnen Orte. Die Bläser Rolla von 1653 ist eine wichtige Quelle für die Geschichts-, Volksstums- und Sippenforschung; es ist daher notwendig, die Fehler Blaschkas zu berichtigen.

1) Es fällt auf, daß Blaschka unter dem Böhmischem Winkel die genannten elf Orte versteht. Er nahm dabei unter dem Einfluß des Tschuschen Rubin²⁾ an, daß alle elf einen bedeutenden Bevölkerungsanteil tschechischer Herkunft besäßen. Jedoch bieten die bisher erschlossenen Quellen überhaupt keine Anhaltspunkte dafür, wohl aber d a g e g e n , daß in den drei Orten Wellenau, Sackisch und Birkhagen zu jener Zeit oder gar noch später tschechisch gesprochen wurde außer von vereinzelt zugezogenen Personen, also von einer verschwindenden und nicht bodenständigen Minderheit.

Falsch ist die Bezeichnung Böhmischer Winkel für jene elf Orte allein aber auch deshalb, weil sie gar keinen „Winkel“ bilden, sondern sich unregelmäßig auf den Streifen an der böhmischen Grenze verteilen. Unter dem „Böhmischem Winkel“ verstand der frühere volkstümliche Sprachgebrauch vielmehr das ganze Lewiner Ländchen, d. h. die Kirchspiele Lewin³⁾ und Tscherbeneu. Man gebrauchte aber diesen Namen nur gelegentlich, mehr scherzhaft und keinesfalls in völligem Sinne, sondern rein erdkundlich, weil die Wasserscheide zwischen Oder und Elbe (der Ratzenberg) die Westecke von der übrigen Grafschaft Glatz trennt und Böhmen angliedert. Man kann daher auch niemals „Tschechischer“ Winkel dafür sagen. Leider hat man aber gerade in diesem Falle oft böhmisch und tschechisch verwechselt und aus dem Böhmischem Winkel fälschlicherweise gefolgert, daß die g a n z e Westecke der Grafschaft Glatz einst tschechisch gewesen sei und noch heute einen starken tschechischen Einschlag besitze. Heute ist jedoch die Bezeichnung „Böhmischer Winkel“ nur noch historisch; sie hat keine Berechtigung mehr, auch nicht in geographischem

²⁾ Vgl. Blaschka a.a.O. S. 145, Anm. 32. Ferner Josef St. R u b i n , Česté Kláštko, 1926, S. 23 unter Čestý Koufel.

³⁾ Lewin führt seit 1939 den Namen Hummelstadt.

oder landschaftlichem Sinne, zumal sie auch aus dem Volksmunde verschwunden ist. Man sage daher jetzt Grasschaffer Westecker¹⁾, Hummelstädter Ländchen oder (westliches) Hummelgebiet.

2) Sodann muß der Auffassung Blaschka's widersprochen werden, daß ein Blick auf die Familiennamen genüge, wenn man diese Familien auf ihre Volkszugehörigkeit prüfen will. Da an der Volkstumsgrenze andauernd ein Einsickern des Nachbarvolkes mit späterem Aufgehen im Gastvolke stattfindet und die heutigen Familiennamen durchschnittlich 500, teilweise sogar rund 600 Jahre alt sind, muß schon zur Zeit der Bläher Kolla (1653) eine gewisse Durchdringung des Grenzgebietes mit Namen des anderen Volkstums angenommen werden, zumal die Volkstumsgrenze damals keine politische Grenze war. Die von Blaschka angeführten angeblich tschechischen Namen beweisen also nicht ohne weiteres die Volkszugehörigkeit ihrer Träger.

3) Es gibt auch Familiennamen, die von Anbeginn deutsch sind, trotzdem sie einen slawischen Namen oder eine slawische Endung enthalten. Zur ersten Gruppe gehören Herkunftsnamen wie Meißner, Gloger, Brieger, Kraker u. a., denn die Ortsnamen Meißen, Glogau, Brieg, Krakau usw. sind slawischen Ursprungs. Die andere Gruppe enthält die auf mittelalterliche Roseformen von Taufnamen zurückgehenden Namen Bartsch, Piesch, Peschke, Jaschke u. a., die zu Bartholomäus, Peter, Johannes usw. gehören²⁾. Auch Wenzel, Stenzel u. a. sind deutsche Namen solcher Art, wenn sie auch auf die slawischen Taufnamen Wenzeslaw, Stanislaw usw. zurückgehen. Alle diese Namen müssen von vornherein ausscheiden, wenn aus den Namen allein slawisches Volkstum gefolgert werden soll. — Schon bei flüchtiger Betrachtung der von Blaschka zusammengestellten Namen müssen daher die Namen Taurz (aus Taubitz zum O. N. Daubitz von tschech. Dubice), Pitsch und Piß (= Peter), Peschke (= Peter), Lefzel — den ich zu Ladislaw < Wladislaw stelle — gestrichen werden. Andernfalls hätte Blaschka u. a. auch noch die Familiennamen Meißner und Prager, die laut Kolla in Sachsisch vorkamen, in sein Verzeichnis aufnehmen können.

4) Als rein deutsche Namen scheiden ferner aus: Oppitz, eine ost-mitteldeutsche Roseform mit deutscher 3-Ableitung von Albrecht³⁾ und Welzel (von Walter, wie Heinzel von Heinrich); „Roßnicht“ (Rusnig), eine stark verstümmelte Schreibform für Rusmich, der noch heute in

¹⁾ So schon Wilhelm Mader, Bunte Bilder aus dem Schlesierlande, I 1898, S. 309 ff.

²⁾ Vgl. Verf., Die Bläher Taufnamen im Mittelalter, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkst., Band 35 (1935), S. 125 ff.

³⁾ Verf., Bl. Taufn., S. 131 und 159.

Grenzeff vertrefen iſt, er gehört als Mundartform zu Roſenberg, einem bei Braunau ſehr häufigen Familiennamen, der nach der Kolla auch in hochdeuſcher Form im Böhmiſchen Winkel (Paſſendorf) vorkam. Endlich iſt Broſig nichts anderes als eine rein deuſche Roſeform von Ambroſius wie Gabig von Gabian; die iſcheriſchen Formen haben auch ſtatt j den Giſchlauf ž (Ambrož, Brož).

5) Es bleiben dann nur noch folgende Namen übrig, deren Träger angeblich Iſcheren waren. Dieſe verteilen ſich nach der Arbeit von Hilde Lebeda^{6a)} wie folgt:

- 1 Bartoniržien (Jakob) in Iſcherbeney, heute Bartonitſcheſ.
- 2 Hauſcheſ (Leb. Hauſchuſ), Hauſdechſ (Georg, Hans) in Strauſeney, heute Hauſchke.
- 1 Karzer (Georg) in Iſcherbeney, heute Kaſſcher.
- 1 Kadra (Hanz) in Paſſendorf.
- 1 Koridoſſen (Georg) in Iſcherbeney.
- 1 Korſakko (Hans) in Iſcherbeney, heute Kuſſchatte.
- 1 Kuffe (Leb. Kuffa) (Hans) in Iſcherbeney.
- 1 Maſuſchka (Hans) in Iſcherbeney.
- 1 Plachta (Bartel) in Kauſeney.
- 1 Potorny (Hans) in Birkhagen.
- 1 Polack (Leb. Pollack) in Iſcherbeney.
- 1 Schuba (Paul) in Rudowa.
- 1 Slowackh (Georg) in Kauſeney.
- 1 Tichey (? Viſchen) (Hans) in Schlaney.
- 1 Iſchäſcheſ (Leb. Iſcheſche) (Paul)? in Jakobowiſ.
- 1 Wabra (Wenzel) in Iſcherbeney.
- 1 Wüdt (Georg) in Schlaney, heute Wieth.
- 2 Wüſterſch (Matthias, Nikolaus) in Iſcherbeney, heute Wietſ.
- 1 Woberſchel(in) (Katharina) in Iſcherbeney, heute Woberſchal.
- 1 Jerney (Michael) in Iſcherbeney.
- 1 Giſſo (Georg) in Strauſeney.

Unter 203 anſäßigen Familien waren demnach in den elf Orten des Böhmiſchen Winkels nicht 30 Namen mit 42 Trägern, ſondern höchſtens 21 mit 23 Trägern undeutſch, d. h. ſtatt 20 v. H. nur 11 v. H. der anſäßigen Familien. Davon lebten allein 12 in Iſcherbeney, 3 in Strauſeney, je 2 in Kauſeney und Schlaney, je eine in Paſſendorf, Rudowa, Jakobowiſ und Birkhagen, und in Wellenau und Soſkiſch über-

^{6a)} Hilde Lebeda, Die Blaſer Steuer-Kolla von 1653. Archiv für Sippenforſchung, Jg. 1934 bis 1937 (Görliſ, Verlag Starke).

⁷⁾ Wohl der heutige in der Graſſchaft vorkommende Name Iſchöte, den ich auf Czepko zurückführe und zu Czepan (heute Iſchöpe) ſtelle.

haupt keine. Von diesen 21 Namen sind 14 heute ausgestorben, was ihre durchschnittlich geringe Bodenständigkeit andeutet.

In Grenzgebieten ist oft die Form des Taufnamens für die Volkszugehörigkeit entscheidender als die des Familiennamens. Die Taufnamen der vorgenannten 23 Personen lassen eine Zugehörigkeit zum Tschechentum nicht erkennen bis auf Wenzel Wabra, der wohl ein Tscheche war, falls Wenzel aus Wazlaw verdeutscht wurde. Bei den übrigen Taufnamen besteht wohl ebenfalls die Möglichkeit von Verdeutschungen durch die Schreiber der Rolla, z. B. Hans für Jan; zu Gunsten eines stärkeren tschechischen Bevölkerungsanteils ist aber auch daraus nichts Sicheres zu entnehmen.

Aber selbst, wenn wir alle 23 Familien mit tschechischen Namen als Tschechen rechnen, was gewiß zu viel ist, so ergibt sich erst eine Minderheit von 11 v. H., die immer noch als unbedeutend zu bezeichnen ist gegenüber der noch vor kurzem ernsthaft vertretenen Auffassung, daß im 17. Jahrhundert noch der ganze Böhmisches Winkel, ja bis ins 19. Jahrhundert sogar Gellenau und Hummelstadt noch tschechisch gewesen seien. Es ergibt sich also ein ganz anderes Bild, als es z. B. Emil Schieche in seinem Aufsatz „Der Böhmisches Winkel in der Grafschaft Olaz“ (Schles. Jahrbuch, Jg. 7, 1935, S. 99 ff.), gezeichnet hat, der stark durch Rubin beeinflusst ist. Seine größten Irrtümer haben inzwischen Robert Boese und der Verfasser dieser Arbeit an anderer Stelle berichtigt⁹⁾. Wir verstehen jetzt aber auch die jahrhundertalte, bereits vorprenußische Bezeichnung „Deufsch“-Tscherbeney⁹⁾ für Grenzort, die als „der deutsche Tschernei“ noch heute in der Mundart der Hummelstädter Gegend fortlebt.

Man kann daher mit Bestimmtheit sagen, daß, wenn überhaupt das Tschechentum jemals im Böhmisches Winkel vorherrschte, es um die Mitte des 17. Jahrhunderts bis auf kleine und teilweise kaum bodenständige Reste daraus verschwunden war.

II.

War der tschechische Einschlag vor 300 Jahren nur gering, so hat er sich zweifellos späterhin, und zwar nicht unwesentlich, verstärkt.

⁹⁾ Der Grafschafter 1935, S. 94 f.

⁹⁾ Vgl. Klage des Niclas Rohowladen von Bylek auf Deutsch-Ezerweney gegen Hans Decker, Müller zum Sadisch d. d. 10. Juni 1569. (Mag.-Archiv Reinerz nach Franz Albert, Hummelmärchen, S. 229). — Deutsch-Ezirwenei 1625 auf der Karte von M. G. Aelurius. — Ecclesia Giliialis in Deuffsch-Ezerweney 1631 (Defanatbuch von Hieron. Ref in den Olazher Geschichtsquellen III 151. — Inschrift eines alten Gemeindefiegels: Sigel der Gemein Deig-Tzjchernei 1797. — Tschechisch: Nemecka Cermna 1551 u. ö.

Wir müssen hierbei folgende Umstände berücksichtigen:

1) Die Ansiedlung tschechischer Protestanten durch Friedrich den Großen in Straußdörfel und Bukowine vor etwa 160 Jahren. Sie brachten neue tschechische Namen mit, z. B. Bennešch, Kollatšchyn, Kršich, Šchirlo, Šwifikšch¹⁰⁾.

2) Das dauernde Einsiedern zahlreicher weiterer Tschechen als Weber, sonstige Handwerker und Arbeiter, besonders in Schnellau, Grenzeck und Birkhagen; in letzterem Orte konnten sie aber stets eingedeutscht werden. Öfters war Fahnenflucht die Ursache der Zuwanderung.

3) Die im tschechischen Meßtaufale im 19. Jhrhdt. entstandene Textilindustrie (Nachod, Klein-Poršich). Sie gab vielen Einwohnern der preussischen Grenzorte Arbeit, zumal industrielle Arbeitsgelegenheit auf preussischer Seite bis zur Errichtung der Chr. Dierig'schen Weberei in Wellenau (1905/6) fehlte.

4) Die hierdurch bewirkte tägliche enge Berührung mit volksbewußten Tschechen. Es heirateten daher auch viele tschechische Frauen in die Familien der Grenzdörfer ein.

5) Den gesteigerten wirtschaftlichen und kirchlichen Einfluß der rein tschechischen Grenzstadt Nachod. Sie hat noch heute in Birkhagen und Schnellau forst- und landwirtschaftlichen Grundbesitz.

6) Den bedeutenden Bevölkerungszuwachs infolge des Kinderreichtums und der Seßhaftigkeit der Grenzzortbewohner. Erst seit der Errichtung der Dierig'schen Fabrik in Wellenau sind viele Einwohner von Straußdörfel, Grenzeck und Schnellau nach Sackisch abgewandert. Zum Vergleich mögen folgende Zahlen dienen, wenn man mit Blaschka (a.a.O. S. 94) für 1653 den Hausdurchschnitt der Grafschaftser Bevölkerung auf 5 Personen schätzt:

Ort	Häuser 1653	Einwohner 1653	Einwohner 1939
Straußdörfel	11	55	488
Grenzeck (m. Wachtgrund)	43	215	2312
Schnellau	27	135	912
Sackisch	29	145	1792

Wir können heute in den Randorten die Zahl der tschechisch Sprechenden Personen mit rund 3500 ansetzen. Im einzelnen gilt folgendes. Auch heute gibt es in Wellenau, Sackisch und Birkhagen keine b o d e n s t ä n d i g e n Familien, deren Muttersprache tschechisch ist, und die — besonders in Sackisch wegen der Dierig'schen Fabrik — zugewanderten

¹⁰⁾ Anscheinend ein tschechisch überdeckter deutscher Name: Šwicker; vgl. Maler > malit.

Tscherchen entfalten kein völkisches Eigenleben. Nur in Schnellau, Grenzeß mit Ober-Rudowa und Wachtgrund, Straußbörfel mit Tannhübel und einem Teil von Scharfenberg (Mausenen) überwiegt als Haus-sprache noch eine tscherchische Mundart, deren Sprecher sich aber sämtlich zum deutschen Volkstum bekennen; ihre Verkehrssprache ist ein mundartsfreies Schuldeutsch. In allen übrigen Orten der Grafschafter Westecke, also auch in Gellenau, Sackisch und Birkhagen, spricht die bodenständige Bevölkerung Oläher Mundart; in Birkhagen¹¹⁾ zeigt diese noch manche altertümlichen Besonderheiten, die wir im Adlergebirge wiederfinden. Da die Dierig'sche Fabrik viele tscherchisch sprechende Personen beschäftigt, so kann man natürlich auch in Sackisch oft tscherchische Laute hören. Dasselbe gilt für Birkhagen, das teilsförmig nach Böhmen hineinragt, wenn Einwohner der tscherchischen Nachbarorte hindurchgehen. Dies hat oberflächliche Beobachter schon öfters zu dem falschen Urteil verleitet, daß Sackisch und Birkhagen tscherchische Orte seien.

Entsprechend dem stärkeren tscherchischen Einschlage hat sich auch die Zahl der Familiennamen tscherchischen Ursprungs und ihrer Träger gegen 1653 bedeutend erhöht. Wir zählen heute rund 100 verschiedene tscherchische Namen und etwa 50 deutsche, deren Träger tscherchisch sprechen. Wir wollen sie, wie folgt, einteilen:

1) Von den 21 nichtdeutschen Namen von 1653 haben sich, wie bereits im 1. Teil erwähnt, nur folgende sieben bis heute erhalten: Bartonitschel, Hauschte, Kasscher, Kurschatte, Wieth, Wietet, Woberschall. Der Name Kurschatte hat sich von Grenzeß nach Birkhagen verlagert, wo er sehr zahlreich auftritt; sämtliche Birkhagener Kurschatte sind seit langem völlig eingedeutscht.

2) Hierzu treten folgende 64 tscherchische Namen, die heute meist mehrfach und in mehreren Orten vorkommen. Etwa zwei Drittel davon sind schon über hundert Jahre, die Hälfte schon über 150 Jahre in unserem Gebiet vertreten¹²⁾. Da diese Namenssträger nach und nach von tscherchischer Seite zugezogen sind, müssen wir annehmen, daß sie auch fast sämtlich dem tscherchischen Volkstum angehörten. Viele sind heute völlig eingedeutscht, z. B. die Birkhagener Hurdaleß, Jedet und Sedlat.

¹¹⁾ Vgl. D e r f., Die Mundart von Brzesowie, Kreis Olä, Ein Beitrag zur Kenntnis der Oläher Mundart, in „Kalla Ton“ von Elias und August Siegel, Oläher Heimatbücher, Bd. 3, Mittelwalde 1922, S. 79—133.

¹²⁾ Vgl. Mannschaftsbuch der Herrschaft Deutsch-Tscherbeney 1786; Urbare von Straußeney 1784 und 1797; Urbar von Tcherbeney 1794; Protokoll betr. Schulneubau in Schlaney vom 5. 4. 1840.

Barlon, Baudisch, Benneſch, Bubeniſſcheſ, Burdich, Duchatſch, Dworaſſcheſ, Glouſek, Hajek, Hannuſch, Hurdalet, Jedek (tſ)¹³⁾, Jiraſek, Jirouſcheſ, Kanera, Kawalek, Klimeſch, Kloweſa, Koliſka, Kollatſchny, Koppaſcheſ, Kriſch, Kubetſcheſ, Kubina, Kubiſch, Lellek, Maſch, Marek, Martineſ, Maſſauſch, Maſeika, Nemeika, Paſch-talka, Pauliſcheſ, Piſſchineſ, Poſjena, Prudiſch, Rehaſ, Roſi-tenſſy, Römiſch (urſprünglich Remeſ), Sadlo, Sammek, Caſſa, Sedlaſ, Seidich, Semeraſ, Skoda, Souſcheſ, Schauzu und Scheſzu, Schirlo, Schrutek, Spafa, Stara, Stolina, Strihaufka, Stuchlik, Tluſ, Tommek, Tſchap, Turek, Turinſſy, Wirouſſy, Wondraſſcheſ, Zwiſiſch.

Folgende meiſt nur noch einzeln vorkommende 18 Namen gehören auch noch in dieſe Gruppe; ſie ſind teils im Ausſterben, teils gehören ihre Träger einer jüngeren Zuwandererſchicht an:

a) Ältere (über 100 Jahre anſäſſig): Adamek, Hikek, Horak, Jirman, Peleſcheſ, Pintawa, Rehuſek.

b) Neuere: Barfa, Homolaſch, Janak, Jarolimek, Marek, Reiſek, Sedlaſſcheſ, Sellenn, Sturteſchka, Tuma, Wodaſ.

Dieſe Aufzählung von zuſammen 82 Namen machk auf absolute Vollſtändigkeit keinen Anſpruch; im einzelnen wäre auch noch Genaueres über die Zeit der Zuwanderung feſtzuſtellen. Wieder verſchwundene Namen wurden nicht mehr berückſichtigt.

3) Einigen Namen iſt nicht anzusehen, ob ſie von deutſcher oder iſcherhiſcher Seite ſtammen:

Galka, verſſcheſt aus dt. Walten < Valentin,

Kriſta, verſſcheſt aus dt. Kriſten < Chriſtian.

Angereikt ſei noch Janſa; ein Vorſahr hieß 1736 Sebaſtian Janſen, er ſoll als Handelsmann aus Norddeuſchland in Strauſenen zugewandert ſein. In Lewin gab es bereits 1605 einen Bürgermeiſter Adam Janſen¹⁴⁾, doch iſt ein Zuſammenhang mit dem Namen Janſa noch nicht nachgewieſen.

Jirman (ſ. 2. Gruppe) gehört zu dt. Hermann; Skoda iſt ein altes iſcherhiſches Lehnwort aus dt. Schade.

Betreffs Zwiſiſch < Zwiſer ſ. Fußnote 10.

Vielleicht ergibt eine nähere Unterſuchung der in der 2. Gruppe angeführten Namen auch noch einige mit deutſcher Wurzel; dies gilt beſonders für Burdich, Hurdalet, Römiſch, Caſſa, Seidich, Schirlo, Schrutek, Spafa.

¹³⁾ 1791 noch Diedek (Birkhagen) < iſch. Dēdek.

¹⁴⁾ Wilhelm M a d e r, Chronik der Stadt Lewin, S. 12.

4) Es bleibt nun noch die Gruppe der tschechischsprechenden Familien mit deutschen Namen:

Aulich, Bernard, Daubitz und Taubitz, Draschner, Drechsel und Drechsler, Franke, Franz, Gebauer, Geisler, Grimm, Groß, Grünner, Hartwig, Hauck, Herzig, Hillmann, Hoin, Jung, Kastner, Kimmmer, Kriegel, Kurzweil, Langer, Pichler, Piebich, Meißner mit Meßner und Mehsner Neumann, Obst, Paul, Pießch, Prause, Riedel, Rasmich, Schmidt, Scholz, Schwab, Siegel, Simon, Springer, Teuber, Toll, Tschöpe, Walter, Wehmann, Wenzel, Winter, Witwer, Woiner, Zeidler.

Es sind rund 50, der Zahl nach zwar kaum halb so viel als tschechische Namen, aber es gehört zu ihnen mehr als die Hälfte der bodenständigen Personen. Wir finden fast lauter Grasschafte Namen darunter; sie verankern also die Grenzbewohner völkisch mit dem bodenständigen Deutschum der Grasschaft, wobei auch die Namen Franke und Meißner bemerkenswert sind. Einige Namen sind deutliche Mundartformen: Draschner (< Drescher), Meßner und Mehsner (< Meißner), Herzig (< Herzog), Hoin (< Hein), Woiner (< Wagner), Rasmich (< Rosenberg); die letzten vier weisen ebenso wie Taubitz und Drechsel und die in den rein deutschen Nachbarorten vertretene Namen Dinter, Meyer und Tauch (aus Taubitz gekürzt) deutlich nach dem Braunauer Ländchen. Dieser deutschen Grundlage entspricht es, wenn unter den Bauern und Landwirten in Schnellau die deutschen Namen vorherrschen, besonders die Langer, Hillmann, Jung, Zeidler, Kriegel. In Grenzeß bilden den Grundstock die Sippen Franke, Franz, Gebauer, Bernard, Hillmann, Obst, Rasmich, Springer, in Wachtgrund die Draschner, Grünner, Teuber, Toll, Wehmann und Woiner. Besonders in Straußbörzel und Schnellau fällt auch äußerlich ein stärkerer nordischer Einschlag — hochgewachsene, hellhaarige und blauäugige Menschen mit nordisch-fälischen Zügen — auf.

Wir können daher feststellen, daß der größere Teil der sogenannten Bläßer „Tschechen“ auch blutsmäßig zum deutschen Volke gehören, ihr Tschechentum ist ein leichter Firnis und lediglich die Folge jahrhundertelanger Einflüsse meist wirtschaftlicher, zum Teil auch politischer Art und wird keinen langen Bestand mehr haben.

III.

Zum Schluß noch eine kurze Betrachtung der Flurnamen. In Vellenau und Sackisch fehlen tschechische Fl. N. gänzlich, in Birkhagen gibt es nur einen, die Rössaffe, einen Hügel an der tschechischen Grenze

(wohl aus na osadě oder na záděch)¹⁵⁾. Der sogenannte Godrißberg zwischen Birkhagen und Schnellau heißt mundartlich Woobertsbarg; er enthält den deutsch anklingenden Gam.N. Gotterz (Gottfert < Gotthard?)¹⁶⁾.

In Straußdörfel und Grenzeß finden wir neben den tschechischen mehrere Gl.N., die ihren deutschen Ursprung deutlich erkennen lassen: 1) Goldbach, Ortssteil von Straußdörfel, pod Goldbáču, (Rubin, Česté Kládsko 18); 2) der Scheffel(berg) in Straußdörfel, pod Sejelem (Rubin, ebenda); 3) Lipolda oder Limpolfov am Teufelsstein in Grenzeß (Rubin 16); nach der Sage nach den Herren von Lepoldova oder Leopoldstal genannt, auf einer Karte von 1747 Lepoldo. Ferner gehören hierher auch die Grenzeßer Gl.N. Doufalka (Rubin 16 auch Tosalka) und Schupfilka (vgl. Tilke = Tälchen)¹⁷⁾. Bei eingehender Untersuchung der Flurnamen von Grenzeß und Straußdörfel unter Berücksichtigung der volkstümlichen Formen könnten wahrscheinlich noch mehr alte deutsche Bezeichnungen ermittelt werden. Von manchen Gl.N. können wir auch annehmen, daß sie ins Tschechische überlekt wurden und die deutsche Form verloren ging; solche Zweinamigkeit ist ja im Grenzgebiet nicht selten.

Sagen aus dem Oppelner Lande

Von Maria Brettschneider

Im Sommer 1937 konnte ich im Oppelner Lande eine Menge Sagen sammeln, die gerade für unser Grenzland wichtig sind. Dem Oberschlesier eignet ein starkes übersinnliches Empfinden, das in den zum großen Teil noch lebenden Gespenstergeschichten, in der Beseelung von Wald, Feld und Fluß mit Tod und Teufel und „armen Seelen“ seinen Ausdruck findet.

Ich will zunächst die vermutliche Entwicklung einer Sage, wie sie mir in Preisdorf berichtet wurde, aufzeigen. Dorf starb vor etwa 100 Jahren die Tochter eines Bauern kurz vor ihrer Hochzeit und wurde im Brautstaaf beerdigt. Der Vater ließ zu ihrem Andenken eine Kapelle bauen. (Hauptlehrer Keil, Preisdorf.)

Die Sage hält sich zunächst noch stark an die Tatsachen: „Ein junges Mädel starb kurz vor der Hochzeit und man begrub es im Brautstaaf. Die Mutter weinte immer. Da kam die Tochter im Traum zu ihr und sagte ihr, man möchte ihr doch das Brautkleid ausziehen und ein Tosenhemd geben. Die

¹⁵⁾ Zur Bildung vgl. in Dießhübel die Nellhette oder Nellhotte aus tschech. na Lhotě; ferner na Záděch, Ortssteil in Straußdörfel (Rubin 18).

¹⁶⁾ Vgl. „Gotterz'sche Wüstung in Schnellau nach der Bläßer Nolla 1653 (Lebeda).

¹⁷⁾ Aus Schupfilka < gläz. šoopfalka = Schafstille, seit 1935 verdeutscht in Silkenweg. Vgl. den Gl. N. Douči (Schafstal) für Ovčí důl in Schnellau, auf einer Karte von 1775 Schäfertilde.

Eltern sollen dem Wunsche nachgekommen sein.“ (Mittheilung des alten Schmiedes aus Gottesdorf.)“

Da der Boden der Tassachen hiermit schon ein wenig verlassen ist, wird weiter ausgeschmückt: „Ein reiches Mädchen sollte heiraten. Man bereifete schon alles dafür, da tat sich die Tür auf, und ein alter Mann trat herein. Der sagte zu dem Mädchen und zu den anderen: „Schmaust doch nicht so, denn in diesem Hause wird bald Trauer entstehen.“ Das Mädchen ging dann zum Brunnen, um Wasser zu holen. Da flogen vor dem Brunnen Ketten. Das Mädchen erschrak so, daß es bald starb. Da begrub man es im Brautkleid. Jeden Abend aber erschien es seiner Freundin und bat sie, sie möchte ihm doch das feure Kleid ausziehen, und ein Totenhemd geben, es habe sonst keine Ruhe im Grabe.“ (Schüleraufsatz.) —

Ein „M a n n o h n e K o p f“ soll in der Nähe der Kapelle von Ehrenfeld-Mühlendamm umgegangen sein. Der alte Anton aus der Wirtschaft Vangosch berichtet: „Zwei Brüder Wolzlaw haben die Kapelle vor vielleicht 150 Jahren bauen lassen. Ehe die Kapelle da war, und auch später noch, soll an der Brücke in ihrer Nähe ein Wachtmeister ohne Kopf umgegangen sein, er war begleitet von einem Hunde. — Da war ein Musikanter, der immer so spielen ging auf die Dörfer. Er hieß Vossel und war aus Hinterwasser. Der mußte immer an der Kapelle vorbei, und der hat den Geist gesehen. Der Wachtmeister hat ihn gebeten, er soll ihn doch erlösen. Das hat er getan, und die arme Seele kam nicht mehr. — Das geschah immer so zwischen 12 und 2 Uhr nachts. Der Geist kam unter der Brücke heraus und ging über die Chaussee.“

Die „w e i ß e F r a u“ ist außer dem Geisterhund die beliebteste Erscheinung im Oppelner Gebiet. Man unterscheidet zwei Arten. Die weiße Frau, die in den Himmel wächst, das ist der Tod. Von ihr berichtet z. B. eine Sage aus Ehrenfeld: „Leute haben schon öfter im Dorf eine ganz weiße Frau gesehen, die immer größer wurde. Wo die vor einem Hause steht, stirbt bald jemand aus dem Hause.“

Die andere „weiße Frau“, die sich manchmal stehend und warnend den Menschen zeigt, ist eine „arme Seele“. So erzählt ein Oppelner Bürger: „Ich begleitete eines Abends einen Bekannten von Proskau nach Schimmendorf. Es war etwa 10 Uhr, als ich zurückkam. Ich mußte da an dem Kreuz vorbei (Wallustreuz, Proskau). Plötzlich sehe ich, wie aus Proskau eine weiße Gestalt sich dem Kreuze nähert. Ich habe sie genau gesehen, sie sah aus wie eine Braut. Ihr schönes blondes Haar war von einem Schleier bedeckt. Die Hände hielt sie gekreuzt. Mir wurde ihr Wesen unheimlich, denn sie sagte kein Wort. Ich beeilte mich, an ihr vorbeizukommen. Als ich mich nach einigen Schritten umdrehte, war die Frau spurlos verschwunden. Das geschah 1924.“

„Es gingen einmal zwei Mädels Federn schleifen. Als sie nach Hause wollten, knieten auf dem Weg drei ganz weiße Frauen. Am nächsten Tag wollten die Mädchen nicht allein gehen. Da ging ein anderes beherztes Mädchen mit und warf das weiße Tuch der einen Frau zu Boden. Dann lief es schnell nach Hause und machte die Tür zu. Das Gespenst aber eilte hinter ihm her und schrie: „Wiedu mir das hingeworfen hast, so sollst du mir das geben.“ Als es eins geschlagen hatte, war das Gespenst plötzlich verschwunden. Das Mädchen war so erschrocken, daß es den nächsten Tag starb.“ (Schüleraufsatz.)

„Einmal ging die Schwester der Mutter Federn schleifen. Auf dem Heimweg mußte sie um 11 Uhr nachts am Friedhof vorbei, und da sah sie eine weiße Frau. Voll Angst lief sie zum Bauern zurück. Der hatte ein Mädchen, das

Eine Angst hatte. Dieses ging mit ihr. Auf dem Friedhof ging das Mädchen auf das Gespenst los und hob sein Tuch, um zu sehen, wer es sei. Ein fremdes Gesicht starrte ihm entgegen. Das Mädchen lief nach Hause zu den Eltern, das Gespenst stets hinter ihm her. Dort nahm die weiße Gestalt das Mädchen an der Hand, und beide verschwanden für immer. Die Eltern weinten um das Mädchen, aber niemand fand es mehr.“ (Aussatz von C. Wierzorek, Preisdorf.)

Von dem „Sund mit feuriger Schnauze und feurigen Augen.“ Ein Auszügler aus Ehrenfeld erzählte mir folgende Geschichte, nachdem er sich vergewissert hatte, ob ich auch nichts gegen ihre Glaubwürdigkeit zu sagen wüßte: „Als ich zu Hause einmal nachts durch den Wald fuhr, da mußte ich an einem Steine vorbei. Den hat man zum Andenken an einen Ermordeten gesetzt. Und auf einmal bleiben die Pferde stehen und schnauben und zittern. Da steig' ich ab und rede ihnen gut zu, und da kommt ein schwarzer Hund, dem das Feuer nur so aus der Fresse kam, hinter dem Steine hervor. Er hatte ganz glühende Augen. — Das war bestimmt eine arme Seele. Und das hab ich wirklich gesehn.“

Von einer „Geisterkatz“ weiß Herr Womro aus Sakrau (Oppeln III) zu erzählen: „Als ich 20 Jahre alt war, da ging ich einmal für meinen Vater, der Nachtwächter von Sakrau war, den Nachstrundgang machen. Gerade, wie ich an der Kapelle vorbeikomme, schlägt es 12 Uhr. Ich hatte auch meinen Hund „Molly“ mit. Da kommt plötzlich vom Kirchhofe eine schöne weiße Katze. Ich sage: „Molly, faß!“, aber der Hund rührt sich nicht und wimmert. Die Katze geht mit mir mit. Bei Lagn (einige Häuser weiter) springt sie auf den Zaun und dann mir auf die linke Schulter. Ich werf' sie runter. Sie springt aber, ohne die Erde zu berühren, dreimal auf den Zaun und von da auf meine Schulter. Dann läuft sie bis Skzipizil (wieder einige Häuser weiter) und bleibt dort. Ich mache nun meinen Rundgang weiter, und wie ich zurückkomme, ist die Katze wieder da und läuft vor mir her bis zu diesem alten Friedhof (es handelt sich um die Friedhofskapelle des alten Friedhofs) und verschwindet dort. Es war eine schöne, weiße Katze.“

Das Irrlicht kommt gerufen oder ungerufen und leuchtet den Menschen nachhause. Ein „Vergelt's Gott“ oder „Vergelt's Gott so vielmal, als Hirsekörner in diesem Sieb sind“, bringen die ersehnte Erlösung. Von den Irrlichtern wurde mir in Gruden folgendes berichtet: „Bei diesem Kreuz (Kreuz zwischen Gruden und Groschowitz) gingen in der Adventszeit Irrlichter um. Einmal ging ich von Groschowitz nach Gruden. Es war schon dunkel. Da hab ich immer so drei oder vier Lichter zusammen gesehen, die waren mal hoch, mal niedrig. — Das andere Jahr kam ich mit einer Frau wieder vorbei, da kamen die „Kerzen“ hinter uns her. Die Leute haben gesagt: „Das sind arme Seelen, die wollten Gebet von euch!“ — „Hier waren Leute, die haben sich mit dem Acker nicht vertragen. Jeder nahm beim Pflügen immer ein Stück mehr als er durfte. Als Lichter müssen sie nun dafür leiden.“

„Geh' nicht so nahe an den Fluß, da haust der Wassermann“ ruft manche Mutter ihrem Kinde zu, und das Kleine läuft erschreckt davon. — Der Wassermann ist sehr wandlungsfähig und tritt bald als Zwerg, Mann, Hufschuh, Fisch usw. auf. Er sucht die Menschen, besonders die Kinder, ins Wasser zu ziehen. Soweit sich der Wassermann im Kreise Oppeln als Mensch zeigt, ist er fast stets daran zu erkennen, daß er entweder einen triefenden Rodschuß, blutende Finger oder ähnliches hat. In einem Aussatz eines Schülers aus Klein-Döbern heißt es: „Meine Großmutter hat dem Vater erzählt, sie war beim

Bauern Pampuch in Stellung. Die Frau Pampuch und die Großmutter sind auf die Insel gegangen. Als sie zwischen den Sträuchern Gras sichelten, bemerkte meine Großmutter, daß ein feiner Herr neben ihr stand, der sie fragte, ob es zwischen den Weiden schön sei. Die Großmutter erschrak und rief die Wirfin. Da bemerkten die Frauen, daß dem Herrn aus den zwei kleinen Fingern der linken Hand Blut tropfte. Sie griffen nach dem Rosenkranz und fingen an über den Herrn Kreuzzeichen zu machen. Der Herr drehte sich um, und mit ein paar Sägen sprang er ins Wasser. Das Wasser schlug zwei Meter hoch über ihm zusammen. Später sind an dieser Stelle oft Menschen und Tiere ertrunken... Zur Verhütung weiterer Unfälle hat man das Kreuz bei Mokko errichtet!"

Und in Prostau wird erzählt: „Vom Stauteich (Madymar) ging bis Oppeln mit einer Frau ein kleines Männchen mit, dem tropfte das Wasser aus der Tasche. Er sagte zu der Frau: „Ich muß in Oppeln einen Menschen holen.“ — Wie sie nach Oppeln kommen, verschwindet das Männchen. Kurze Zeit darauf erzählen Leute, daß ein Mann ertrunken sei.“

Buchbesprechungen:

Wilhelm Hücker, Ländliche Siedlung zwischen Hellweg und Arden, (Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung, Bd. 2). Münster 1939, Aschendorff, 551 S. Quart und 10 Karten, Preis kart. 16 RM, geb. 20 RM.

Die Arbeit behandelt, ganz vorwiegend nach ungedruckten Quellen, bis in die Einzelheiten genau die Siedlungsgeschichte eines kleinen Gebietes, der Dörfer des früheren Oberamtes Hörde südlich Dortmund, in der Übergangszone zwischen dem alt besiedelten Lössstreifen des Hellweges im Norden und dem Waldgebirgszuge des Arden im Süden. Der Verfasser wendet die rückwärtsschreitende Methode an, die der Siedlungsforschung im altdeutschen Lande schon deswegen naheliegt, weil es dort keinen so markanten, quellenmäßig faßbaren deutschen Beginn gibt wie im Osten. Die jüngste Zeit, in der das alte Bauernland durch den Bergbau völlig überformt wird, wird nicht besprochen. Ausgangspunkt ist die Katasterkarte von 1827, die im behandelten Gebiet etwa 650 ländliche Stellen zeigt. Von diesen sind über die Hälfte in der vorausgehenden Siedlungsperiode ab 1750 entstanden, die schon den Anfang der Industrialisierung des Gebietes bedeuten, durch Entstehung neuer Kleinstellen auf Wald, und Heideböden durch Zuwanderung von Bergleuten bis aus dem Erzgebirge, als Auftakt der großen Ost-Westwanderung, die später den Menschennachwuchs Nordostdeutschlands ins Ruhrgebiet führte. Die Zeit zwischen dem ausgehenden Mittelalter und 1750 zeigt nur geringen, allmählichen Ausbau der alten Siedlungen durch neue Kotten. Hücker verfolgt jeden Einzelfall, und noch mehr die Geschichte der alten Höfe und Kotten, so genau und so weit zurück es ihm seine Quellen nur erlauben, in zwei Fällen sogar bis in die Karolingerzeit. Die reichen Angaben über die Hofbesitzer, die durch ein Namensverzeichnis von nicht weniger als 110 Quartseiten erschlossen werden, sind eine Fundgrube für die Familienforschung des Ruhrgebietes. Für die Entstehung der Siedlungen, für die keine schriftlichen Quellen vorliegen, werden nur an Hand der Ortsnamen und Siedlungsformen einige Vermutungen beigebracht. Deutlich unterscheiden sich drei größere Hausendörfer (ihre Bezeichnung als Angerdörfer verfehlt den strengen Sinn dieses

(Fachausdrucks) mit wenig regelmäßigen Gewannfluren auf den besten Bodenstellen, und die Mehrzahl der Weiler mit Blockflur, die wohl in der Rodungszeit zwischen 500 und 800 entstanden. Eine sichere Grundlage gibt dabei eine große Flurformenkarte (Stand 1827) in fünf Blättern im Maßstab 1 : 10 000, meines Wissens überhaupt die erste für eine ganze Landschaft. In dieser unendlich fleißigen, getreuen Darbietung des Stoffes, im Text wie in den Karten, liegt die Stärke der Arbeit. Die zusammenfassenden Abschnitte sind demgegenüber knapp und zurückhaltend, sie holen nicht alles heraus, was in dem Material steckt. Freilich wären weitgehende Schlußfolgerungen aus einem so kleinen Gebiete wohl gefährlich. In Verbindung mit den Ergebnissen aus benachbarten Landschaften aber wird das Buch Hückers eine reiche und wichtige Grundlage der nordwestdeutschen Siedlungsforschung bilden.

W. Ruhn.

Rudolf Helm, Das Bauernhaus im Gebiet der freien Reichsstadt Nürnberg (Quellen und Forschungen zur fränkischen Volkskunde, I. Das Bauernhaus in Franken). Berlin 1940, Stubenrauch.

Ein bisher einzigartiges Buch, auf Quellen aufgebaut, die uns im Offen des Reiches fast märchenhaft anmuten! Helm konnte für seine Arbeit nicht nur zahlreiche genaue Zeichnungen von Nürnberger Malern des 16. Jahrhunderts benützen, vor allem von Dürer selbst, sondern auch eine Fülle von recht guten Bauzeichnungen der Nürnberger Forstverwaltung aus dem 16.—18. Jahrhundert. Diese stellen aber nicht nur die damals neu errichteten Häuser dar, sondern auch ihre wegen Baufälligkeit abzureißenden Vorgänger, und damit kommen wir in deren Entstehungszeit zurück, ins 14., wenn nicht ins 13. Jahrhundert. Helm hat diese Schätze sorgsam gehoben und gibt zahlreiche Grund- und Aufrisse. Noch mehr Leben gewinnen die alten Zeichnungen durch Vergleiche mit einigen, wohl noch aus dem 15. Jahrhundert stammenden Häusern der Nürnberger Umgebung, welche bis heute stehen geblieben sind.

Dadurch wird ein sicherer Tiefenblick in die Geschichte des Bauernhauses möglich, wie er uns bisher kaum an einer anderen Stelle möglich war. Gerade über das spätmittelalterliche Bauernhaus, von dem sich nur wenig bis zur Gegenwart erhalten hat, das andererseits zu jung war, um bisher das stärkere Interesse der Spätforschung erwecken zu können, wußten wir bisher wenig Sicheres. Nun wird für Oberfranken der tiefgreifende Wandel durch sieben Jahrhunderte klar ersichtbar, vom Walmdach zum Diebeldach, von der Eingeshossigkeit zum Anfaß eines Obergeschosses, im Grundriß, in der Wandbildung usw. Als bewegende Kraft wird der Einfluß des westdeutschen Stadthauses deutlich. Weicht unsere ursprüngliche statische Auffassung vom Bauernhaus, welche die Veränderungen in geschichtlicher Zeit allzusehr vernachlässigte, in der letzten Zeit mehr und mehr einer dynamischen, so bedeutet die Arbeit von Helm einen sicheren Schritt weiter auf diesem Wege. Auch für das Verständnis der schlesischen Entwicklung, etwa des Eindringens der Steildaches und Oberstockes, des Kampfes zwischen Block- und Fachwerkbau, wird so ungeheuer viel gewonnen.

Vollkommen neu ist der Gedanke des Verfassers, in den Maßen des Hauses, Länge und Breite, Dachhöhe usw. einfache Verhältnisse erkennen zu wollen, also eine Art von Bauhüttenregeln auch beim Dorfzimmermann. Obwohl Helm eine Fülle von Belegen dafür bringt, wird man wohl eine Befestigung aus anderen deutschen Gebieten abwarten müssen. Walter Ruhn.

Ludwig Armbruster, *Alte Graphik und Imkerei*. (Bücherei des Archivs für Bienenkunde, Bd. 5). Berlin 1939, Verl. des Archivs für Bienenkunde, 100 S., 64 Abb., Pr. kart. 3 RM.

L. Armbruster, der Gründer, Herausgeber und vorwiegende Verfasser des „Archivs für Bienenkunde“, seiner „Bücher“ und der „Bücherei für Bienenkunde“, ist auch der unermüdlige Erforscher der Geschichte der Bienenzucht. Nach einer Reihe früherer Veröffentlichungen legt er neue Sammlungen vor, Graphiken, meist Buchillustrationen aus der Zeit von 1300 bis 1800, die Bienen und Imkerei darstellend, meist mit Abbildungen, zugehörigen Texten und genauen Beschreibungen des Inhalts. Es ist zunächst Rohstoff zur Imkereigeschichte, den Armbruster bietet. Wie wenig es ihm hier auf eine abgerundete Darstellung ankommt, zeigt schon die Überschrift des ersten Kapitels, das fast ohne Einleitung in den Stoff hineinführt: „Ergänzendes zu früheren Veröffentlichungen“. Aber dieses Rohmaterial ist für die Volkskunde in zwei Richtungen von höchstem Wert: einmal sind die älteren, oft recht kuriosen Darstellungen über Körperbau und Leben der Bienen Beiträge zur Kunde von der „Volkswissenschaft“, dem naturkundlichen Wissen des Volkes; zweitens sind die Abbildungen der Imkereigeräte, (meist Stroh-, einige Rutenstülper) wichtig für die „Geschichte des Bienenstandes“, zu der Armbruster den Grund gelegt und die seither Bruno Schier weiter geführt hat. W—n

Frederik Adama von Scheltema, *Die deutsche Volkskunst und ihre Beziehungen zur germanischen Vorzeit*. Leipzig 1938. Verlag Bibliographisches Institut AB. 191 S. mit 194 Abb. auf 64 Kunstdrucktafeln.

Die Tendenz, das weite Gebiet der deutschen Volkskunst auf die vorzeitlichen Wurzeln zurückzuführen, hat uns in letzter Zeit eine Fülle nicht immer erfreulichen Schrifttums gebracht. Scheltemas Darstellung ist eine ernste und problemreiche Auseinandersetzung mit dem angezeigten Thema. Er geht von der Tatsache aus, daß das Bauerntum als Lebensform als „die gleiche historisch-geistige Gestalt, die Kulturgestalt unserer Vorzeit, uns immer noch und trotz aller späterer Kultureinwirkung . . . aufbewahrt blieb.“ Im Grunde setzt auch er also der Volkskunst die Grenzen, die der Begriff „Bauernkunst“ ihr im geschichtlichen Verlauf der volkstümlichen Forschung gegeben hat. Damit fallen weite Gebiete der volkstümlichen Kunstübung von vornherein aus dem Rahmen der Betrachtung, zugunsten einer sehr geschlossenen Darstellung zwar, aber doch eben in Vernachlässigung der tatsächlichen Lebensverhältnisse. In der Naturverbundenheit des Bauern, die neben die Verehrung der Sonne, als des männlichen, zeugenden Prinzips, die der mütterlichen Erde setzt, sieht Scheltema die Wurzeln der glaubensmäßigen und daraus wachsend der künstlerischen Haltung.

Von diesen Grundlagen aus durchstreift Scheltema die Gebiete der Baukunst, Plastik, Malerei, Tracht, Zierkunst, Symbolik, um eine Fülle von Parallelen zur vorgeschichtlichen Kunst aufzuzeigen. Es liegt auf der Hand, daß die Forschung zu manchen der angeführten Beispiele noch Stellung nehmen muß, bzw. bereits zu anderen Ergebnissen gelangt ist. Wie vorsichtig und zurückhaltend jedoch hier argumentiert wird, zeigt insbesondere das Kapitel „Tracht und Schmuck“.

Aber seine grundsätzlichen Ausführungen hinaus enthält das Buch reiche und bemerkenswerte Gedanken zur Volkskunsthforschung überhaupt, die sämtlich in einer wohlabgemessenen und -geformten Sprache vorgetragen werden.

Hierzu gehört besonders der Vergleich der „darstellenden“ Kunst und der Symbolik im volkskünstlerischen Schaffen. — Ein knappes, aber inhaltsreiches Werk!
Otto.

Herbert Grabert, Der Glaube des deutschen Bauernums s. Bd. 1: Bauerntum und Christentum. Georg Trudenmüller Verlag, Stuttgart-Berlin 1939. 457 S.

Seit die Lebens- und Weltanschauung des Bauerntums in das Licht der wissenschaftlichen Forschung rückte, wurde es offensichtlich, daß zahlreiche Glaubensäußerungen entweder nicht in den Rahmen der christlichen Lehre einzugliedern waren, oder sich gegensätzlich zu ihr verhielten. Diese Tatsache bestätigen alle wissenschaftlichen Disziplinen, Volkskunde, Pädagogik, Psychologie und nicht zuletzt die Theologie selbst. In einer sehr umfangreichen Darstellung geht der Verfasser nun der Frage nach: Wie sieht dieser Gegensatz des Bauernglaubens zum Christentum aus, und auf welche Gründe ist er zurückzuführen? Seine Quellen sind fast ausschließlich solche aus zweiter Hand, die zahlreichen Äußerungen der Wissenschaftler und oft sehr schlagende Beispiele aus der seelsorgerischen Praxis der Pfarrer beider Konfessionen bilden die Grundlage. Nachdem Grabert in ausgedehnter Weise die Arbeitsergebnisse der gesamten Forschung auseinandergesetzt hat, gelangt er zu einer grundsätzlichen Gegenüberstellung der christlichen Botschaft und der bäuerlichen Lebensart. Mit theologisch geschultem Blick vergleicht er die christlichen Grundwerte und Gemeinschaftsformen mit den entsprechenden bäuerlichen, schließlich widmet er sich den Fragen der bäuerlichen Kirchlichkeit, der bäuerlichen Gläubigkeit und in einem knappen Abschnitt der bäuerlichen Sittlichkeit.

Mit diesen Stichworten ist zugleich ein Hinweis auf den Inhalt der Darstellung gegeben. Bauernglaube und Christentum vergleichen, heißt einen aus der Lebensart erwachsenen Glauben einer Religionsform gegenüberstellen. So ist dieses Buch auch nicht eine eigentlich volkskundliche Arbeit, sondern eine solche zur Weltanschauungskunde. Es wird hier der Beweis für die Richtigkeit der folgenden Sätze gegeben, die zugleich den Grund des Mißverhältnisses zwischen Bauerntum und christlicher Lehre angeben: „Wo Religion herrscht, da genügt ihr der schlichte, lebensartlich bedingte Glaube nicht. Wo indeß aus Lebensart und Glaube die Lebensleistung erwächst, da bedarf es keiner Religion.“

Bot schon der vorliegende erste Teil des Gesamtwerkes mit seiner methodisch ausgezeichneten Anlage und in der Vielfalt der religionswissenschaftlichen Gedankengänge für den Volkskundler reiche Anregungen, so dürfte der angezeigte zweite Teil, der sich der systematischen Darstellung des Bauernglaubens zuwenden soll, zur eingehenden Stellungnahme zwingen.
Otto.

Joseph Wittig, Volksglaube und Volksbrauch in der Grafschaft Glatz. Neurode 1939, Hausfreund-Verlag W. W. Ed. Klambt. 110 S., davon 4 S. mit Abb.

Wittigs seelenvolle und tiefste im schlesischen Wesen verankerte schriftstellerische Tätigkeit gilt in dieser Schrift der Volkskunde. Die Grafschaft Glatz und ihr Brauchtum, das er als Kind erlebte und in dessen heimatliche Welt er als Universitätsprofessor zurückkehrte, ist der Gegenstand seiner Betrachtung. Es ist erfreulich, daß hiermit ein volkskundliches Teilgebiet aus einer so geschlossenen Landschaft, wie es die Grafschaft Glatz ist, zusammengefaßt und

durch persönliche Kenntnis erweitert, vorgelegt wird. Die Schrift ist als quellenmäßige Darstellung ein schöner Beitrag zur schlesischen Volkskunde.

Das Büchlein ist jedoch aus der Volksbildungsarbeit entstanden, sein Untertitel lautet: „Fünfunddreißig Kapitel aus der Arbeit des Neuroder Volksbildungswerkes“. Daraus erklärt sich seine Tendenz, lehrhaft zu wirken. Und hier ist ein klarer Strich zu ziehen zwischen der wissenschaftlichen Quelle und der deutenden Darstellung, die den Anspruch erhebt volksbildend zu sein. Vorbedingung für eine solche Sicht ist, daß die gemeinschaftsbildenden Kräfte im Brauchtum von der Ebene des deutschen Volkstums und nicht von der eines bestimmten religiösen Glaubensbekenntnisses aus gesehen werden. Und das ist hier nicht der Fall. Ein Satz wie der folgende beweist es:

„Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß in der Mitte des Volksglaubens der Kirchenglaube steht, den sich das Volk in den früheren Jahrhunderten so wahrhaftig und herzlich und aufrichtig zu eigen gemacht hat, daß er wirklich Volksglaube geworden ist.“ (S. 13). Ein anderer zeigt die Praxis dieser Volksbildungsarbeit an: „Gänge auch an, mit pünktlichster Regelmäßigkeit zu beten, denn es gibt keine kräftigere Magie, als ein geregeltes Gebetsleben.“ (S. 35). Und die einzigen Hinweise auf gesamtdeutsche Literatur beziehen sich auf die Arbeiten Max Rumpfs und das Buch von W. A. Veit, Volksformen, Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter.

In einer Zeit, wo tausend Kräfte dabei sind, die Neusformung unserer Nation durch Volkstumswerke überkonfessioneller Art herbeiführen zu helfen, ist eine Schrift, die die geschichtlich gewordenen Gegenstände im deutschen Volk vertieft, im Rahmen der öffentlichen Volksbildungsarbeit fehl am Platze. Man mag Wittig als Künstler und lebenswarmen Schlesier schätzen, man kann das Büchlein als wissenschaftliche Quelle benutzen, aber zur Volksbildungsarbeit gehören heute andere Voraussetzungen. Otto.

Werner Menzel, Das Volkstum in der deutschen Geschichtsschreibung seit den Befreiungskriegen. (Volk in der Geschichte, hrsg. Adolf Helbok, Bd. 2.) Halle 1939, Niemeyer, 112 S., geh. 5 RM.

Menzel zitiert und bespricht der Reihe nach die Gedanken über Volkstum bei Möser, Herder, Schiller, Fr. Schlegel, Ad. Müller, Görres, Fichte, Arndt, Schlosser, Dahlmann, Leo, Ranke, Gierke, Sybel, Droysen, Treitschke, Riehl, Freytag, Burkhart, Lamprecht, Dietr. Schäfer, Walter Greß, Helbok und einigen anderen. Nicht nur die Schilderungen dieser Autoren, auch die ihrer einzelnen Ideen stehen oft genug unverbunden nebeneinander. Die Gliederung in Kapitel wirkt, von den Volkstumsfragen her gesehen, nicht überzeugend. Aberhaupt vermißt man neben der Fülle oft unwichtiger Einzelheiten eine ideengeschichtliche Vertiefung, eine nähere Darstellung der Grundlagen und Wandlungen des Nations- und Volkstumsbegriffes von der Aufklärung zur Romantik, in der Zeit des Zweiten Deutschen Reiches usw. So bleibt das Buch eine wenig brauchbare Stoffzusammenstellung. So leicht sind Arbeiten über die Grundbegriffe unseres deutschen Lebens nicht zu machen! W. Ruhn.

Baltische Studien, hrsg. von der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Altertumskunde, Nf., Bd. 41, Stettin 1939, Leon Sauniers Buchhandlung, 356 S. und 45 Tafeln mit Abb.

Das zentrale, nun schon über 100 Jahre bestehende Organ der pommerischen Forschung erschien diesmal durch den Krieg etwas verspätet. Neben

den vorwiegenden geschichtlichen Beiträgen stehen vier volkshundliche. R. Holsten, der Altmeister der pommerischen Volkshundsgeographie, behandelt die deutschen Waldnamen in Pommern, von denen sich -wohl an der Küste als niederfächsisch, -fanger und wahrscheinlich auch -fier im „mittel-pommerischen Keil“ als Einwirkung von Brandenburg her erweisen. H. Spruth gibt, meist nach eigenen Aufnahmen, eine reiche Sammlung lebender pommerischer Hausmarken. Der seither gefallene Greifswalder Volkshundler R. Kaiser berichtet über die neuen Arbeiten zur pommerischen seelischen Volkshunde von Anfang 1938 bis Mitte 1939. Die Ergänzung für die Sachvolkshunde gibt der schöne Museumsbericht von W. Borchers, der sich vielfach zu einer Schilderung der pommerischen Typen von Möbeln, Geräten, Damastweberei usw. ausweitet und das volkshundliche neue Gebiet der Erforschung der Kinderfibel anschneidet.

Gegenüber Schlesien fällt bei der pommerischen Volkshunde im allgemeinen die strenge Beschränkung auf die Provinz Pommern auf, knapp daß der neu hinzugekommene Bezirk Grenzmark berücksichtigt wird. Die Ausweitung zu einer „gesamtpommerischen Forschung“, die Einbeziehung der seit dem 16. Jahrhundert entstandenen pommerischen Siedlungen im Warthe- und Weichselgau, im Generalgouvernement und in Wolhynien ist auf die Dauer eine dringende Notwendigkeit. W. Ruhn.

Jahrbuch des Instituts für Grenz- und Auslandstudien 1940, hrsg. M. H. Boehm und R. v. Loesch, Berlin-Steglitz 1940, Hofmeister.

Zur 500-Jahrfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst bringt A. Petrau, „Eine deutsche Weltleistung“, einen tiefen und weitausgreifenden Beitrag über die weltgeschichtliche Bedeutung der Gutenberg'schen Erfindung. P. H. Seraphim, „Das Ostjudentum“, ist ein Auszug seines großen gleichnamigen Werkes. M. H. Boehm, „Was wir der Weltleistung der deutschen Sprache schuldig sind“, und R. v. Loesch, „Reich und Volk im Zahlenbild“, eine Art statistischer Zwischenbilanz, bauen noch auf den Verhältnissen vor September 1939 auf. Eingeleitet ist das wertvolle Bändchen durch 20 Bilder großer Deutscher, die im Auslande wirkten. W—n

Willy Klawitter, Bibliographie des Kreises Trebnitz, Schlesien. Ein Sammelwerk des heimatgeschichtlichen und heimatkundlichen Schrifttums, Trebnitz 1940, Verlag Marekta und Märkin, 57 S.

Die vollständige Zusammenstellung des Schrifttums über den Kreis, das seit Erscheinen der großen schlesischen Bibliographien (seit 1927) schon wieder stark gewachsen ist, bietet eine wichtige Unterlage für weitere Arbeiten. Für die Volkshunde kommen vor allem in Betracht die Abschnitte „Volkshunde“, „Sippentunde“, „Heimatfeste“, „Denkmäler — Sühnekreuze“, „Namen — Gflurnamen“ und „Bauernfum“. W—n.

Die im folgenden kurz angezeigten Bücher können erst in den nächsten Hefen näher besprochen werden, da ein Großteil unserer Mitarbeiter im Felde steht. H. Alexander, Sagen aus Stadt und Kreis Cosel OS. Cosel 1939, Mode. R. Bergmann, Deutsche Ahnenweisheit, Stuttgart 1939, Rath. H. Egner, Schlesi'sche Sagen, Breslau 1939, Priebsch. W. Gehl, Der germanische Schicksalsglaube, Bln. 1939, Jander u. Dünnhaupt.

- H. Günther, Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, Leipzig 1939, Teubner.
- J. Haase, Volksglaube und Brauchtum der Ostslawen, Breslau 1939, Märfin.
- W. Hansen, Spiel und Sport in völkischer Überlieferung, Jena 1939, Diederichs.
- H. Hecker, Trachten unserer Zeit, München 1939, Callwey.
- A. Hüg, Dorf und Bauerntum, Oldenburg 1939, Stallung.
- O. Jackmann, Gebirgspflanzen in Sage und Brauchtum. Hirschberg 1939, Springer.
- O. Jarosch, Erntebrauch und Erntedank, Jena 1939, Diederichs.
- E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, München 1939, Lehmann.
- J. Meier (Hrsg.), Jahrbuch für Volksliedforschung, Jg. 6, Berlin 1938, de Gruyter.
- R. Mielke, Der deutsche Bauer und sein Dorf, 3. Aufl. Weimar 1939, Duncker.
- A. Milz, Das Christkindlspiel der Stritschitzer Sprachinsel, Reichenberg 1939, Kraus.
- R. Müller-Sternberg, Niehls Volkskunde, Leipzig 1939, Eichblatt.
- O. Pesendorfer, Neue deutsche Bauerntrachten in Tirol. München 1938, Callwey.
- D. Peuckert, Kleines deutsches Sagenbuch, Potsdam 1939, Rüfen und Loening.
- R. Pfeffer, Der Bauer, Leipzig 1939, Schäfer.
- H. Rührmann, Opfer sagen des Hausgeist- und Zwergeukultes, Frankfurt 1939, Diesterweg.
- M. Rumpf und H. Behringer, Bauerndorf am Großstadttrand, Stuttgart 1939, Kohlhammer.
- A. Schellinger, Das bäuerliche Jahr, Karlsruhe 1939, Müller.
- A. Schröder, Ahnenerbe in der Volkskunst der Heide, Düben (Mulde) 1939, Streubel.
- A. Schröder, Bemalter Hausrat in Nieder- und Ostdeutschland, Leipzig 1939, Schwarzhäupterverlag.
- A. Schubert, Alte Volkskunst am Niederrhein, Düsseldorf 1938, Bagel.
- A. Spamer, Hessische Volkskunst, Jena 1939, Diederichs.
- R. v. Spieß und E. Mudrak, Deutsche Märchen — deutsche Welt, Berlin 1939, Stubenrauch.
- W. Stief, Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen, Leipzig 1938, Hase und Koehler.
- H. Strohschein, Pommersche Fischerteppiche, Osterwieck (Harz) 1939, Gidsfeldt.
- W. Trillmich, Siedlung und Wirtschaft im Isergebirge, Breslau 1939, Priebatsch.
- H. Wittig, Volksglaube und Volksbrauch in der Grafschaft Olaz, Neurode (Eulengebirge) 1939, Klambf.
- J. Wüllenweber, Germanische Jungmannschaftszucht, 3 Bde., Hamburg 1937 bis 1939, Hanseatische Verlagsanstalt.
- M. Ziegler, Volkskunde auf rassischer Grundlage, München 1939, Hohen-eichen.

Schlesische Blätter für Volkskunde

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde,
zugleich Organ der parteiamtlichen Bauarbeitsgemeinschaft Schlesiens für
Deutsche Volkskunde und der Landesstelle für Schlesische Volkskunde an den
Kunstsammlungen der Stadt Breslau

Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Walter Ruhn

Schriftleitung: Prof. Dr. Walter Ruhn und Dr. Günter Otto

Einsendungen an die Schriftleitung: Dr. Ruhn, Deutsches Institut der Uni-
versität Breslau, Martinistr. 7. — Dr. Otto, Kunstsammlungen der Stadt
Breslau, Breslau 1, Graupenstr. 14. — Der jährliche Bezugspreis von 4,— RM
umfaßt zugleich die Mitgliedschaft der Gesellschaft.

Die **Schlesische Gesellschaft für Volkskunde** (gegr. 1892) verfolgt als wissenschaft-
liche Vereinigung in Zusammenarbeit mit der Universität das Ziel, das Wissen
um die Bedeutung der Volkskunde in weitere Kreise des Schlesiertums zu
tragen und sie für tätige Mitarbeit zu gewinnen.

Vorsitzer: Univ.-Prof. Dr. Walter Ruhn, Deutsches Institut der Universität,
Breslau 1, Martinistr. 7.

Die **Bauarbeitsgemeinschaft für Deutsche Volkskunde** ist die Baustelle Schlesiens
der Reichsarbeitsgemeinschaft für Deutsche Volkskunde (Dienststelle: Reichs-
leiter Alfred Rosenberg). In ihr haben sich die an der Volkskunde und Volks-
tumspflege beteiligten Stellen der Partei, der Gliederungen und der an-
geschlossenen Verbände zusammengeschlossen. Ihre Aufgabe ist es, die Ver-
bindung zwischen der Wissenschaft und der praktischen Volkstumsarbeit im
nationalsozialistischen Sinne herzustellen. Sie untersteht dem Volkshochschulungs-
leiter als dem Bauvertreter des Beauftragten des Führers für die gesamte
geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP.

Geschäftsführer: Museumsdirektor Dr. Gustav Barthel, Kunstsammlungen der
Stadt Breslau, Graupenstr. 14.

Die **Landesstelle für Schlesische Volkskunde** ist ein Teil der Kunstsammlungen
der Stadt Breslau. Sie trägt den Charakter eines Forschungsinstitutes in
Ausrichtung auf den gesamtschlesischen Raum und nimmt den planmäßigen
Ausbau der volkstündlichen Abteilung wahr.

Leiter: Museumskustos Dr. Günter Otto, Kunstsammlungen der Stadt Breslau,
Graupenstr. 14.

Inhaltsverzeichnis:

Gerhard Reichling, Der Abergang vom Bauern zum Arbeiter beim Aufbau des oberschlesischen Industriegebietes. Bezieht am Beispiele von Kosdzin-Schoppinik, Kr. Ratowitz	1
Friedrich Graebisch, Vom sogenannten „Böhmischen Winkel“ der Grafschaft Olitz	29
Dr. Maria Brektschneider, Sagen aus dem Oppelner Lande	38
Buchbesprechungen	41

Schriftleiter: Universitätsprofessor Dr. Walter Ruhn, Breslau, Martinistr. 7.
Schlesien-Verlag Breslau, Gartenstr. 74. — Druck: Dr. Herm. Eschenhagen AG.,
Oblau i. Schl., Brieger Str. 29. — Aufl. 1000. — Erscheint vierteljährlich.

Demnächst erscheinen:

Dr. Büchse: **Zur Rechts- und Sozialgeschichte des
Oberschlesischen Berg- u. Hüttenwesens
1740—1806*)**

Prof Aubin: **Die volkspolitische Bedeutung von Ge-
werbe und Industrie in Ost-Deutschland**

*) (3. Reihe der Veröffentlichungen der Historischen Kommission
für Schlesien)

SCHLESSEN VERLAG
BRSLAU 2 - GARTENSTRASSE 74

35059811.16.000

841/2